Bernhard Diebold (1886-1945)

Im Frack nach Pisa

Jenny – ›die Frau der eleganten Welt‹ – sie spielte immer noch mit Puppen. Sie war schon weit gereist und sechsunddreißig. Selbst auf der Reise wollte sie die ›Kinder‹, wie sie sagte, nicht entbehren und führte immer sechs bis acht im Koffer mit. Denn Puppen waren ihr schönstes Spiel und ihr friedlichster Umgang. Aus einem ähnlichen Triebe glaubte sie auch Hans zu lieben. Und dieser junge Mann – ›aus gutem Hause‹ – er war zwar nur ein Taugenichts und Fußballspieler; doch eine Puppe war er nicht. Hier irrte Jenny. Denn Puppen sind tot und haben kein Herz – obschon es Jenny keineswegs vermißte. Aber Hans war immerhin lebendig und ein Mensch.

Kolportage

Es ist halb elf Uhr nachts. Viele Sterne sind oben, aber kein Mond. Von der Meeresstraße her klingt das Tanzorchester. Es ist genau so wie der Unerfahrene sich Monte Carlo vorstellt. Am Hauptportal des Kasinos steht Hans; schlank, jung, blauäugig und schmalköpfig wie ein Lord, den matten Stoffzylinder mit einer ganz kleinen koketten Neigung auf den Kopf gesetzt, den gelblichen Sommermantel nur leicht um die Schultern geworfen. Es ist zwar erst der zwölfte April, aber das Klima von Monte Carlo ist sehr mild; und ein achtundzwanzigjähriger Fußballer und Außenstürmer des Münchner Grün-Weiß-Klubs verträgt auch einige rauhe Winde ohne Gefahr einer Lungenentzündung. Und die illustrierten Journale der feinen Welt fordern nun einmal den lässig umgeworfenen Mantel. Niemand weiß es besser als Hans. Also da steht er als die bewußte Vollendung eines Londoner Schneidermeisters, mit jener Nonchalance, die die gebügelte Schaufensterstarre der falschen Elegants als ›billige Konfektion‹ verdächtigt; also da lehnt er sich nun an die Balustrade, schaut sehr gelangweilt über seine Nase weg, starrt in die Palmen, auf die spazierenden Paare, guckt hin und wieder durchs Portal ins Innere des Spielpalastes und scheint zu warten auf jemand, der offenbar nicht kommen will. »Ei verflucht«, es ist sein Lieblingsfluch, »sie flirtet mit dem Rumänen.«

Es wimmelt von putzigen Menschen, die über die Eingangstreppe des Kasinos hinein- und herausflanieren; äußerlich ruhig und lächelnd, innerlich voller Angst und Hast. Da drinnen ist die Spielbank. Der große Mammon macht seine kleinen Spielchen mit den Leuten. Frißt hin und wieder einen Herrn oder eine Dame mit Haut und Haaren auf. Speit auch gelegentlich einen armen Teufel aus seinem Rachen wieder aus als Neugeburt, so reich wie glücklich. Wenn einer fünfzigtausend setzt, so regt man sich auf. Der Mammon grinst dazu gemächlich. Menschen frißt er nicht. Er frißt nur Herren und Damen.

Hans hat verloren. Wieder verloren. Es sind die fünftausend Francs, die ihm Jenny heute zum Spielen geliehen hat. Gestern waren es nur tausend. Ach Jenny liebt ihn wohl zu sehr, daher hat er kein Glück im Spiel. Oder liebt sie ihn zu wenig, so daß er sich aufs Geld nicht konzentrieren kann? Denn die Wunschkraft ist gehemmt, wenn man fortwährend daran denken muß, mit wem sie gerade flirtet. Der Mammon fordert ein sehr williges und hingebendes Herz. Aber Hansens Herz – es ist bei aller Unbedenklichkeit in Liebesdingen ein weiches, dummes Kinderherz – es weilt zu drei Vierteln bei Jenny . . . Da wartet er auf sie mit vollem Herzen und leerem Portemonnaie. Ein Rest von zweiundzwanzig Francs kommt gar nicht mehr in Rechnung. Er fingert in der Westentasche und zählt nach. Ja, zweiundzwanzig französische Francs.

»Ei verflucht!« meditiert der junge Mann. Sie steckt ganz sicher bei dem Rumänen. Schon seit zwei Stunden. Oder bei Spalatini? Nein, der ist ihr zu massiv. Oder bei dem langen Goltz? Nein, der ist ihr zu blond. Aber der schwarze Graf mit der Affenvisage, mit der hohen gekräuselten Frisur und den drei Ringen – so etwas imponiert. Dieser Gauner, der sich bei jeder Gelegenheit als ›Revolutionär‹ bezeichnet. Sehr merkwürdig, daß alle Rumänen in Monte Carlo Grafen sind. Schlechthin alle! Dieser Manuel Cadulescu aber hat nun seine besondere Note als Revolutions-Graf. Da berühren sich zwei Extreme. In seiner Existenz ist etwas Unmögliches. Das zieht bei Jenny. So einer ist undefinierbar, zweideutig und romantisch. Eine zusammengelogene Persönlichkeit. Er aber, Hans Bell, ist durchaus sehr nüchtern definierbar als ein unnützer Gent, der keine Firma hat; ein eindeutiger Fußballer ohne Nebengeschäfte außer den Einladungen bei hübschen Damen; und die einzige Romantik an ihm ist seine völlig aussichtslose Zukunft. Eine geradezu radikale Ziel- und Aussichtslosigkeit. Man könnte melancholisch werden – selbst in Monte Carlo. Er kann doch nicht ewig von reichen Damen eingeladen werden – zum Tee, zu Diners, zu kleinen Reisen und mit der einzigen Kopfarbeit, seinem Zylinder die leise, schicke, schiefe Neigung zu geben. Auch für die Fußballkarriere reicht keine ewige Jugend aus . . . Ei verflucht, wenn ihm Jenny davongeht; und er sitzt da mit seinen achtundzwanzig Jahren und zweiundzwanzig französischen Francs.

classtests.com

Vor drei Wochen war er nach Genua gekommen zum großen Match: Grün-Weiß-München gegen Sport-Genova. Die Deutschen hatten gesiegt und er, Hans, hatte sich als Stürmer ausgezeichnet. Aber am Schluß war allgemeine Verstimmung. Das rohe Spiel des Mittelstürmers Schröter hatte eine Verwarnung eingebracht mit demütigenden Entschuldigungen. Jedoch ein Tritt ins Schienbein wird nicht vergessen. Die Genueser blieben verkühlt am Festmahl. Hans verließ das Bankett vorzeitig. Vorzeitig, aber nicht allein, sondern mit einer Dame. Das war eben Jenny. Auch sie, wie Hans auf seine Art, ein einziger dernier cri! Er der Stolz der Connaisseurs von London, und sie die Erfüllung der haute couture von Paris. Und mit solchen hochfeinen Menschen der besseren, ja der allerbesten Klasse haben wir es, einfacher und bescheidener Leser, hier zunächst zu tun.

Also Hans ist vom Bankett hinweg verduftet, bevor noch der süße Nachtisch serviert wurde. Denn die sportliche Stimmung war ihm von vornherein versauert. Wäre wenigstens sein Freund Molina aus Florenz da gewesen, sein Schulkamerad vom Gymnasium in München, wo dessen Vater als italienischer Konsul amtiert hatte. Mit Molina wäre manches nicht passiert; denn er hatte bei aller sportlichen Draufgängerei so etwas – sagen wir – Vernünftiges. Aber Molina, den Hans zehn Jahre nicht mehr gesehen hatte, konnte gerade am Tag des Matches von Florenz nicht abkommen. »Geschäftehalber«, drahtete er nach Genua. »Auf Wiedersehen«, hieß es im Telegramm . . . Er kann also noch Deutsch. Ja, dachte Hans, ich will ihn besuchen, will ihn wiedersehen, den strammen Kerl von ehemals, jetzt mitten in den Geschäften seiner väterlichen Pomadefabrik. Pfui Teufel, sich derart zu verbürgerlichen! Aber das war es ja eben: Molina war viel strenger gehalten und erzogen worden als die meisten deutschen Jünglinge aus sogenannt ›gutem Hause‹. Was der für Angst vor seinem Papa hatte, wenn er einmal zehn Minuten zu spät zum Essen kam! Einfach lächerlich. Von daher hatte er das gewisse Solide. Aber das schadete der Kameradschaft nicht. Und es ist wohl das Richtige, so irgend eine Pomadefabrik – sagte sich Hans. Und bei mir ist es wohl auf die Dauer durchaus nicht das Richtige: so ein Leben ohne Fahrtrichtung . . . diese ewige ›höhere Arbeitslosigkeit‹.

Hans ist heute ausnahmsweise melancholisch. Unter dem Leichtsinn pocht doch jeweils der Trübsinn, wenn er so gegen zwei Uhr nachmittags nach durchspielter Nacht erwacht und einen Brief von seiner guten Mama auf dem Kaffeetisch vorfindet. Denn er liebt seine gute Mama. Gerade heute hat er einen langen Brief von ihr bekommen, worin ihr Herr Professor Forest von der ›Aurora‹, ein Freund seines verstorbenen Vaters, die Stelle eines Versicherungsbeamten für ihren faulen Sohn angeboten hat. Ein Bureauberuf ohne Verantwortung, ein Assistent mit acht Stunden Sitzfleisch und sonstiger Freiheit. Immerhin keine Pomadefabrik mit Sorgen. Aber es wäre kein elegantes Dasein; und früh um neun am Schreibtisch zu sitzen ist auch nicht mondän. Und wenn die Mama nicht ob seiner Existenz in Sorgen wäre, so würde Hans den Brief sofort zerrissen und das ganze Projekt sogleich vergessen haben. Denn er hat ja jetzt an Jenny zu denken und damit an eine viel glänzendere Basis seiner Existenz. Aber im Sinne von Mama und Papa selig ist diese Karriere der ›höheren Arbeitslosigkeit‹ doch nicht die wahre. Hans hat doch einmal ganz solide angefangen und Nationalökonomie studiert. Die Dissertation hieß: »Das Notgeld der Kommunen im Jahre 1923.« Sicher sehr wichtig für die Welt. Aber sehr langweilig für Hans. Man fiel auch durchs Examen. Keine Berufsaussicht. Nur viele Einladungen. Nun wird man nach und nach auch neunundzwanzig. Die Stirne wird hoch an den Schläfen. In unserer Familie neigen die Männer zur Glatze . . .

Hans zieht ein Spiegelchen hervor, streicht das dunkelblonde, glatte Haar über den Ohren zurück, drückt den Zylinder etwas schräger nach der linken Schläfe und zupft an der Frackkrawatte. Man sieht schon sehr gut aus, stellt er fest – nach sogenannter ›Kinderstube‹. Man ist aus ›gutem Hause‹, sagt die eigene Mama. ›Herrenklasse‹, rühmt wiederum Jenny von ihm und seinesgleichen. Nietzsche habe so etwas darüber philosophiert, wie ihr der lange Goltz erklärt hat, der's doch wissen muß. Herrenklasse hat Geld; Herrenklasse hat nichts zu tun und sieht gut aus. Ich habe Papas lange, feine Diplomatennase, und von Mama den schmalen Mund und die hellblauen Augen mit den schwarzen Brauen. Das ist das Aushängeschild meiner ›Firma‹ – die bei den Damen höchst erfolgreiche Mischung von jungem Lord und Pierrot . . . Nur auf die Dauer ist das keine Firma. Aber Papa ärgert sich nicht mehr über mich. Papa ist ja tot. Und die gute Mama hofft immer noch. Auf welches Talent? Auf welchen Tatentrieb und welchen Ehrgeiz? . . . Hans steckt das Spiegelchen wieder ein. Dann sieht er wieder forschend ins Kasino und sucht im Menschenstrom der weißbrüstigen Frackherren und halbnackten oder schwer bepelzten Damen nach Jenny.

Sie kommt immer noch nicht. Dafür sieht er Lily wieder, die blonde Deutsche, mit der er eine halbe Stunde lang im gelben Salon ein bißchen geliebäugelt hat. Sie spaziert jetzt am Arm ihres wohlerhaltenen Fünfzigers vorbei, und wirft wissend und voller Verrat in den blauen Augen einen Blick auf Hans. Er lächelt zurück. Aber er lächelt sauer. Denn eben wegen dieser Lily im hellblau strahlenden Kleid ist ihm vor zwei Stunden Jenny wütend vor Eifersucht davongelaufen.

Je mehr Jenny sich selber mit ihren Anbetern amüsiert, desto exotischer wird ihre Eifersucht. Dabei war's doch nur eine minime Spielerei; ein bißchen schräge Augen, ein bißchen die Hand aufs Gelenk. Nicht mehr, als sich auch Jenny täglich leistet mit ihrem Dutzend Kavalieren. Aber hier gilt nicht gleiches Recht. Und der Schwächere muß sich fügen. Der Schwächere ist der Liebende. Der Stärkere hat das Geld. Er hat keins. Dennoch war sie am Anfang, vor drei Wochen, auf jeden Fall die Schwächere. Da hat sie ihn viel mehr geliebt als er sie. Wie ist es heute? Sie hat ihn damals in Genua auf dem Bankett der Fußballer getroffen, ihn in ihren schönen Mercedes-Wagen, mit acht Zylindern,

classtests.com

eingeladen; und sofort schlug die Liebe – oder was das schon ist – ganz hohe Flammen. Und nach zwei Stunden, draußen am Leuchtturm, vor der Lanterna von Genua, wollte sie ihn schon heiraten. Es gibt also noch echte Liebe, die keine Bindung scheut. Jedenfalls bei Jenny und Hans in Monte Carlo.

Ja, heiraten! Hans erschrak schon vor dem Wort. In diesem kleinen, schwarzen Teufel von Jenny war alles Impuls und Tempo. Rapid saust das Blut durch ihr gelenkiges Körperchen, das immer noch auf einige Entfernung wie siebzehnjährig aussieht, während sich seine Inhaberin vor der Welt bereits für zweiunddreißig ausgeben muß – in ihrem Paß tatsächlich aber schon mit sechsunddreißig festgelegt ist. Jedoch die Malerei über den Augenfalten und am Mund stellt eine kosmetische Höchstleistung dar und kostet Jenny täglich eine volle Stunde Zeit, so daß sie im Abstand von zwei Metern noch zur Not für neunundzwanzig gelten kann, worauf sie gelegentlich mit falscher Offenherzigkeit drei Jahre zugibt: »Nun ja, man ist schon alt, nicht wahr, bei zweiunddreißig?«

Hans fand sie gar nicht alt in ihrer südlichen Beweglichkeit. Da ist nämlich ein Tropfen Blut aus Panama, von der Mama her. Also nur drei, vier Jahre älter als ich, rechnete er nach. Und nach dem Aussehen – dunkle Augen, brünett nach Haut und Haar, rassiger Nasenbogen, herrliches Gebiß – im großen ganzen so alt wie ich. Das ginge schon – und Heiraten ist beinahe so etwas wie eine Existenz – ein Unternehmen, ein Geschäft. Warum muß es eine Pomadefabrik sein? Jenny hat klotzig viel Geld in Südamerika, woher ja ihre Mutter kam. Der Vater ist Däne und lebt in Kopenhagen. Aber er ist schon lange geschieden und sieht Frau und Tochter nie. Eine verrückte Familie. Den nord-südlichen Zusammenprall in ihrem Innern beweist auch schon der Name: Alden-de Montujo.

Jenny ist auch nicht normal. Sie spielt ja mit Puppen und bildet sich ein, das sei nun ihre Familie und sie sei die Mama. Eine Puppenmama. Alle Menschen sind Puppen für sie. Und sie selber ist die Puppenfee. Sehr süß und sehr tyrannisch. Soll ich dem kleinen Raubtier meine Freiheit verkaufen? Das heißt: wo habe ich denn jetzt die ›Freiheit‹ mit zweiundzwanzig Franken in der Westentasche? Das ist kein Kapital. Und Kapital ist doch die wahre Freiheit zugegebenermaßen. In dieser Liebesheirat würde die Unfreiheit zur Freiheit. Die Liebe – ja, Jennys Liebe ist ein Kapital. Wie weit verwechselt man das Kapital ganz innerlich mit Liebe? Überdies liebe ich sie ja richtig. Aber ob sie mich heute noch will? – jetzt, wo sie auf mich wütend ist – wegen diesem deutschen Girl? Vielleicht verlobt sie sich in dieser Stunde an irgendeinem Leuchtturm schon mit dem Rumänen? Ei verflucht . . . Bei Jenny kann man nie wissen.

Eben will er sich eine Zigarette anstecken, die er aus einem goldenen Etui nimmt – da hört er Lärm von innen – und ein kleiner, dicker Herr mit rotem Kopf schießt unter lautem Schnaufen an ihm vorbei, streift ihn heftig am Arm, so daß vom Ruck sein Streichholz ausgeht; läuft sinnlos hastig unter die Palmengruppe links an der Hauptallee; hinter ihm zwei Herren im Frack und eine Dame in Weiß, die laut schreit: »René, mon René!« Und der eine Herr – Hans kennt ihn, es ist Spalatini mit dem lächerlichen schwarzen Bart – ruft zu den andern: »Il m'a montré son Browning.« Ein Trupp rennender Fräcke, dazu zwei Polizisten und ein Portier; sie alle fliegen auf die Palmen zu ins Dunkel.

Hans will sofort nach ins Handgemenge . . . Da ertönt ein Schuß. Ein Mann fällt um. Damen kreischen auf. Ein Selbstmord? Ha, das ist die Hölle von Monte Carlo – der Mammon säuft Blut.

Hans ist schon auf zehn Meter bei der Gruppe, die sich um den am Boden Liegenden bemüht. Doch was ist das? Der Tote steht plötzlich auf und rennt weiter, dem Café de Paris zu. Hans ihm nach . . .

Da hört er hinter sich eine verzweifelte Stimme: »Hans!« Jenny eilt wie wahnsinnig hinter ihm her, und schon greift ihn ihre Katzenkralle am Ärmel und reißt ihn zurück.

»Jenny!« ruft er und hält im Laufen ein.

»Hans, wir müssen fliehen. Sofort, komm!«

»Fliehen, sofort? Dort hat sich einer erschossen!« Hans ist sehr aufgeregt. »Das heißt: ich weiß nicht recht . . . er war noch nicht ganz tot . . . es war so theatralisch . . .«

»Eben drum! Der Knall hat noch gefehlt. Höchste Gefahr für uns alle. Sofort zum Wagen!« Ihre Augen sind wild. Ganz mütterliches Panama. Widerspruch ist zwecklos.

Hans eilt schon mit ihr in der Richtung zum Quai. »Ja, aber ich im Frack und du im Abendkleid – und das Hotel . . .?«

»Frag jetzt nicht. Er wird sonst gefaßt. Du hast ja den Mantel und ich den Pelz.« Sie trägt einen anschmiegenden Persianer über der dünnen Abendtoilette in Altrosa. Der Pelz reicht bis zu den Knien. Ein breiter Streifen Seide glänzt unter dem Mantel heraus. Unten funkeln die goldenen Schuhe.

»Wo ist denn der Wagen?« keucht Hans. »Nicht in der Hotelgarage?«

Sie blitzt ihn wütend an. »Er kann doch nicht mehr ins Hotel. Das solltest du dir doch von selber denken!«

classtests.com

»Wer er?« fragt Hans. Sie sehen schon die Balustrade am Quai und dahinter die Lichter der Schiffe auf dem Meer.

»Wer – er?« gibt Jenny empört zurück. »Manuel natürlich. Er ist doch Revolutionär.«

»Und wegen diesem Kerl . . .« braust Hans auf.

»Aber sonst sind wir alle verloren. Der Schuß war ein Alarm . . . Die Leute sehen uns schon nach . . . komm . . . Dahinten an der Ecke der Avenue des Spélugues wartet er mit dem Wagen. Du hast doch um Gotteswillen deinen Autoschlüssel? Meinen habe ich verloren.« Sie ist ganz außer Atem vor Reden und Rennen.

Hans greift mechanisch in die Westentasche und findet den Schlüssel. »Ja, aber was ist denn los?«

»Ein Versehen, ich erzähl's dir nachher. Er kann nichts dafür . . .« Sie verliert einen ihrer Goldschuhe. »Mon dieu«, klagt sie. Er läuft zurück, holt ihn und streift ihn ihr hastig an.

»Aber, was kann denn uns dabei passieren?«

»Ich war doch dabei . . . ich stand neben ihm . . . und jetzt auch noch der Schuß . . . Ecco, da ist der Wagen.«

Sie schnaufen schwer die letzten vierzig Meter in ihrem Dauerlauf. Aber in Sicht des Autos stöhnt Hans noch rasch: »Liebst du mich noch?«

»Nachher!« ruft Jenny erregt. »Der Graf wartet – da im Auto.«

Es war ein geschlossener Viersitzer. Auf den Rücksitzen lagen ein Kabinenkoffer und ein großes Handcase. Daneben eingeklemmt der rumänische Graf, im Mantel, darunter schwarzer Sakko, die Mütze halb über dem Gesicht. Man kann es nicht erkennen. Jenny befiehlt: »Du fährst, Hans, ich sitze neben dir.«

Sie öffnet den Schlag. Der Graf sagt mit hoher, heiserer Stimme: »Presto, presto!« und: »Merci, mille fois.«

Hans herrscht ihn an: »Haben Sie denn geschossen?«

»Non, ce n'était pas moi – es war Monsieur Sedlacek – aber schnell fort, bitte«, ruft der Rumäne. Er trägt eine knallgelbe Krawatte.

Hans macht die gelbe Krawatte wild. Auch die drei Ringe an der linken Hand. Er wirft einen Blick in den Wagen und schreit: »Aber es sind ja nur zwei Koffer!«

»Mein großer ist unter Zollverschluß voraus, nach Florenz«, antwortet Jenny hastig. »Der Graf mußte den seinen natürlich zurücklassen, du Idiot. Ein Graf ist mehr wert als ein Koffer . . . Los!«

»Ja, los!« Hans könnte den Rumänen niederschlagen. Aber das Abenteuer hat ihn doch angepackt. Irgend etwas ist wieder los in der Welt, gottlob. Momentan wird ihm der Kerl da gleichgültig. Und immerhin ist Jenny wieder da. Sie hat ihn doch gesucht. Nun, meinen Autoschlüssel brauchte sie auf jeden Fall. Nur nicht nachdenken. Das Leben ist dann viel leichter. »Also los!« Er kurbelt an.

Ein Polizist steht an der Straßenkreuzung mit dem Rücken zu ihnen. »Wenn der sich nur nicht umdreht!« fürchtet Jenny.

»Richtung?« fragt Hans.

»Genua-Milano-Chiasso«, ruft der Graf, und man sieht das Weiße in seinen Mohrenaugen leuchten.

»Nein, Genua-Pisa-Florenz, mon cher Manuel.« Sie spricht mit ihm ein sehr geläufiges Französisch. »Nicht Chiasso, denn die Grenzen werden bewacht sein. Es ist sicherer.«

»Was hast du gesagt?« fragte Hans, der so rapid gesprochenes Französisch nicht versteht und mißtrauisch Jennys Augen folgt.

»Ich sagte Florenz!«

»Natürlich Florenz«, brummt Hans, »denn ich will doch zu Molina.«

»Jedenfalls zuerst Genua«, bittet der Rumäne.

In diesem Augenblick dreht sich der Polizist um. »Avanti!« schreit Jenny.

Und Hans wendet nach der Quaistraße. »Nur 'raus aus dem Fürstentum . . . 'raus aus der Hölle . . . Richtung Mentone-Ventimiglia.«

Sie sausen schon. »Kommt er uns nach? Notiert er die Nummer, der Polizist?« fragt Jenny den Grafen. Der schaut durch das Rückfenster: »Non, ma chère, er hält uns nur für Vergnügungsreisende.«

»Wieso Vergnügen?« fragt Hans bitter und böse. »Es ist nämlich kein Vergnügen, so im Frack in der Nacht

classtests.com

herumsteuern . . . verrückt und sinnlos.«

»Es ist durchaus nicht so verrückt und sinnlos«, beschwichtigt ihn Jenny, milde und zufrieden aufatmend über den gelungenen Start. »Du rettest einen Revolutionär.«

Hans lacht laut auf vor Hohn. Der Schweiß läuft ihm unter dem Zylinder hervor und die Schläfen herunter. Er nimmt die hohe Röhre ab und placiert sie wortlos auf Jennys Schoß. »So ein Kitsch!« seufzt er vor sich hin.

»Wieso Kitsch?« lächelt Jenny verwundert. »Das ist nicht Kitsch – das ist das Leben.«

Die Puppen

Sie erreichen die große Autostraße. Die Lichter nehmen ab, kein Gendarm ist vorläufig mehr zu fürchten. Häuser, Felsen, Bäume, Telegraphenstangen sausen in der mondlos dunkeln Nacht vorbei. Etwas Gewölk hat sich vor die Sterne gelegt. Es ist Feuchtigkeit in der Luft. Man friert. Bis Genua werden es 200 Kilometer sein. Das muß in drei Stunden gemacht sein. Bis zwei Uhr. Hoffentlich sind wir der Grenzwache, der französischen vor Ventimiglia, nicht avisiert, denkt Hans. Und sagt dann laut:

»Nun aber bitte, wozu diese blöde Flucht? – die mich den Teufel angeht – wegen dem rumänischen Lümmel.« Er nimmt an, und gottseidank mit Recht, daß der Graf kein Wort Deutsch versteht; also noch viel weniger als er mit seinem bißchen Französisch den Grafen zu verstehen weiß. Jenny hält ihm bei der Beschimpfung die rechte Hand vor den Mund, und mit der linken greift sie rückwärts nach den dreifachberingten Fingern des Grafen, um dessen eventuell verletztes Ehrgefühl ob Hansens rauhem Tonfall zu beschwichtigen.

Des Grafen Seele ist aber keineswegs beleidigt. Er ist so gar nicht adelsstolz. Er ist ja Revolutionär und Mann des Volkes. Er spielt mit Jennys zarten Fingern und sagt mit überhöflichem Grinsen sehr langsam auf französisch: »Ich danke Ihnen, Monsieur Bell, im Namen der revolutionären Liga Rumäniens . . . sozusagen.«

»Sozusagen?« War das eine Bosheit? Hans versteht den Satz, weil der Comte für ihn ja so langsam gesprochen hatte. Er gibt wütend zurück: »Ihre Revolution ist mir vollkommen wurscht. Übersetz ihm das, Jenny. Sag ihm ruhig: Wurscht . . . saucisse! Er soll seine Bomben in Rumänien schmeißen. Ich mache da nicht mit. Das geht mich nichts an, gar nichts.« Und zum Grafen direkt in stolpernden französischen Vokabeln: »Votre bombe ne me touche pas, Monsieur . . . absolument pas!«

Jenny zischt böse: »Blamier dich doch nicht mit deinem jämmerlichen Französisch.«

»Aber ich will jetzt auf Deutsch wissen, was der Kerl angestellt hat . . . Steck mir eine Zigarette an . . . Ich kann nicht am Steuer . . . Warum hat er den dicken Herrn in den Tod getrieben? . . . oder was da schon war. Was war das mit dem Schuß?«

»Ach der Schuß, das war doch nur der dicke Sedlacek. Das geht doch Manuel nichts an – wenigstens nicht als Revolutionär.«

»Sedlacek? . . . Warum aber die Flucht?« herrscht Hans sie an.

Jetzt holte Jenny weit aus: »Er mußte weg, wegen der Fünftausend-Francs-Note. Er verkaufte sie gegen Plaques an die Spielkasse. Aber die alte amerikanische Schraube, die Miß Hotcald, mit der er von der Mittelmeerreise zurückkam, stand rechts am Schaltertisch. Sie liebt ihn wie verrückt und sieht mich darum giftig an. Sie platzt vor Haß. Cadulescu hatte die Plaques schon erhalten, zehn zu 100, zwei zu 500 und drei zu 1000 Francs. Die Note lag noch auf dem Tisch. Dann waren wir schon zehn Schritte weit im Saal. Da kommt Sabatini mit seinem schwarzen Bart rasch auf uns zu und fragt leise und hastig: ›Hast du die Plaques?‹ Der Graf schlägt bestätigend auf die Hosentasche, greift hinein und steckt Herrn Sabatini ungezählt eine Handvoll in die Seitentasche seines Sakkos, daß es nur so klimpert. Da schreit hinter uns Miß Hotcald: ›Es ist mein Fünftausend-Francs-Schein! . . . Ich kenne die Nummer. Das gemeine Weib will ihn verraten. Sie weiß von allen seinen revolutionären Absichten. Er will die Dynastie stürzen!‹ keift sie mit überschlagender Stimme und fällt vor Erregung um. Andere schrein: ›Welche Dynastie?‹ Von der Kasse brüllt einer: ›Die Note ist Falschgeld.‹ Alles eilt zur Kasse. Gottlob sind wir schon weit. Cadulescu und ich gehen rasch, aber in unauffälligem Tempo durch den blauen Saal ab. Kein Mensch hält uns für die Verbrecher . . . Aber an der Luft im Freien wird Cadulescu nervös und . . .«

Hans unterbricht: »Ja, war es denn ein falscher?«

»Nein. Nur die Rache der Miß Hotcald, versicherte mir Cadulescu. Denn sie wolle ihn verderben und habe schon nach Bukarest telegraphiert, die Dynastie sei in Gefahr! Jetzt sei der Zufall mit der Banknote dazugekommen, die vielleicht

classtests.com

ja wirklich falsch sei; man wisse das ja nie. Und dann kam noch im falschen Moment die Knallerei mit Sedlacek und seinem Selbstmordtrick.«

»Selbstmordtrick?« Hans bleibt der Mund offen vor Erstaunen. Er kennt sich zwar aus in dieser Welt, in der man sich anzieht – aber gewisse Finessen des großen Lebens sind ihm doch wohl entgangen. Man lernt nie aus. Nur kluge Menschen unterschätzen die Übermacht des Kitsches in unserem Leben . . . Hans denkt darüber nach, ob er selber wirklich so klug sei!

Jenny steckt ihm süß lächelnd die Zigarette in den Mund: »Aber Hans, das war ja nur die Gaunerbande. Die waren glatt trocken gespielt und hatten keinen Sous mehr. Der Dicke spielte Selbstmord, um nachher zu sammeln. So einer kriegt manchmal von den Mitleidigen glatt zwei- bis dreitausend Francs zusammen . . . das heißt, wenn sie gewonnen haben. Die Polizei kam aber viel zu früh. Da mußte er gleich wieder hoch. Und dann mußten wir eben alle fliehen.«

»Unerhörte Frechheit. Aber woher weißt du denn das alles mit dem Schwindel?«

»Von Cadulescu natürlich. Er weiß doch alles in diesen revolutionären Kreisen. Er bleibt aber sehr vorsichtig. Er kennt die Spielerbande. Auch ist er doch mit Spalatini befreundet. Er hat sie belauscht.«

»Ha, belauscht!« spottet Hans, »wie in einer Indianergeschichte. Die reinste Kolportage. Der Lump bei uns dahinten ist sicher auch im Bilde und kriegt Prozente. Auch der Spalatini, dein Freund von vorgestern. Jenny, du hast eine Vorliebe für Hochstapler. Ein Spürtalent für Lumpen. Du sammelst sie wie ein Lumpensammler.«

Jenny empört sich: »Wenn du von ihm noch einmal Lump sagst, kannst du aussteigen.«

»Damit du allein mit ihm flirten kannst? Vorher aber erbitte ich mir endlich die fällige Auskunft über den wahren Grund unserer Flucht.«

»Grund?« ruft Jenny. »Du fragst noch nach dem wahren Grund?«

»Ja, Grund!«

Jennys Gesicht wird plötzlich von einem furchtbaren Ernst überschattet, und es tönt fast feierlich: »Du hast doch mit der blöden Gans ein Verhältnis angefangen – auf dem Sofa im Rauchzimmer.«

Hans brüllt: »Was hat denn das mit der Revolution zu tun?«

»Ja, oder nein? Hast du mich betrogen?« schreit Jenny. Und zum Grafen mit erregter Stimme: »N'est-ce-pas, Comte, vous l'avez remarqué?«

Der schwarzhaarige Graf versteht durchaus nicht, wozu er als Zeuge aufgefordert wird, spürt aber den Angriff gegen Hans und sagt aus glatter Bosheit gegen ihn: »Oui, ich habe alles beobachtet.«

»Siehst du, Cadulescu gibt mir auch recht. Ein Mann wie er ist gewiß nicht prüde; aber so eine Aufführung in aller Öffentlichkeit, das grenzt an . . . Exhibitionismus.«

»Das ist eine Beleidigung«, fährt Hans auf. »Ich habe ihr nicht einmal einen Kuß gegeben. Wenn das Exhibitionismus sein soll . . .?«

»Du hast mich blamiert«, keift Jenny laut, »mit den Augen, mit den Händen. Du hast ihr am Schuh herum gemacht, und angelächelt hast du sie auch, diese strohblöde Ziege . . .«

Hans gibt den intellektuellen Gegenangriff auf. Er ist den verwirrenden Finessen weiblicher Dialektik nicht gewachsen. Er wiederholt nur schwach: »Was hat das mit der Revolution in Bukarest zu tun?«

»Gar nichts«, heult Jenny. »Aber du bist ein Verräter unserer Liebe. Denn du weißt: ich wollte dich doch heiraten. Aber nach diesem Eclat gab es für mich nur noch die Flucht mit dem Grafen . . . Das mußt du doch einsehen!« Sie weint bei Gott richtige Tränen. »Denn Manuel liebt mich . . . Er hat's mir gesagt . . . N'est-ce-pas, Comte, vous m'aimez?«

Der Graf zwischen den Koffern sagt verlegen und diplomatisch, aber auf deutsch, damit Hans sich ärgert: »Jeder Monsieur, der Sie sieht, Madame, muß Ihre Schönheit lieben . . .«

»Da hörst du es, Jonny«, schluchzt Jenny.

Und der Graf fährt fort: »Wir Revolutionäre lieben das Temperament und die Freiheit des Blutes – oh, c'est la liberté d'une grande âme . . .« Er grinst wieder aus dem Dunkel seiner Ecke mit dem Tiergebiß. Die gelbe Krawatte leuchtet.

»Geht mir zum Teufel mit eurer Liberté«, knurrt Hans. »Ich will jetzt wissen, warum du diese lumpige Theaterspielerei mitmachtest? Wegen der Revolution? Oder wegen der Tausendernote? Oder weil du diesen Affen da liebst? Heraus mit der Wahrheit – sonst stopp ich den Wagen ab und nehme den Schlüssel mit.«

»Ach Jonny, du liebst mich nicht mehr«, schluchzt Jenny und beißt ihn in den Hals.

classtests.com

»Beiß den Rumänen!« wehrt sie Hans empört ab. »Du liebst den Hund.«

»Ach Hans, du bist kein Menschenkenner.« Jenny streichelt ihn. »Wir müßten ihn doch retten, schon aus Menschlichkeit und Klassenbewußtsein von Gentleman zu Gentleman. Denn er sagte, sonst seien ihm zwanzig Jahre Kerker sicher.«

»Ja, aber wofür denn eigentlich zwanzig Jahre Kerker?«

»Nun, doch für die Revolution. Die zittern ja alle in Bukarest vor ihm . . . und haben hier ihre Häscher . . .«

»Häscher? Oh, Jenny, du redest wieder wie ein Kriminalroman von vorgestern.«

»Nein, das ist Wirklichkeit. Richtige Häscher! Der Comte beschwor mich, ihm sofort zur Flucht zu verhelfen, da er sich nicht mehr ins Hotel getraue. Da holte ich den Wagen aus der Garage, ging ins Hotel, zahlte und ließ die Koffer ins Auto schaffen.«

»Hast du auch für den Comte bezahlt?«

»Natürlich, ich krieg's ja wieder in Mailand oder Florenz.«

»Ob du es kriegst? Das ist doch alles Schwindel mit dem Kerl. Du hattest doch Zeit, mindestens zwei Stunden. Warum hast du mich nicht sofort informiert?«

»Oh, nein«, sagte Jenny giftig, »ich wollte dich nicht stören mit der Blauen . . . Dann aber . . .«

»Was?«

»Dann verlor ich ja den Autoschlüssel . . . und da mußte ich doch . . .« Sie sah ihn flehend an.

»Was mußtest du da noch?«

»Zu dir! Ich liebe dich ja leider, du schlechter Kerl.« Sie legte die Hand auf seinen Arm. »Und ich wollte dich wieder ganz allein für mich haben.«

»Ganz allein?« Hans sah auf den überflüssigen Rumänen. Dennoch wurde er weich. Ach, er spürte, daß er gegen seinen Willen den kleinen Teufel liebte. Aber er sagte mit wilder Empörung: »Und jetzt haben wir den Kerl in unserem Wagen – und du poussierst mit ihm . . .«

»Ach was – ich wollte dich doch nur reizen!«

»Oh, Jenny – und dafür so ein Theater! Dafür haben wir nun den Gauner auf dem Halse, hier im Auto, im eigenen Heim sozusagen, diesen Banknotenfälscher, diesen amerikanischen Lustknaben, diesen faulen Revolutionär.«

Cadulescu hatte das letzte Wort als einziges verstanden und es mit Recht sofort auf sich bezogen, und er wiederholte zur Unzeit: »Die revolutionäre Partei Rumäniens wird Ihnen sehr viel Dank sagen für unsere Flucht.« Seine ölige Stimme vibrierte.

»Spricht er nicht herrlich?« ruft Jenny entzückt. »Ich liebe das Heisere an seiner Stimme. Es tönt so vornehm, so ganz nach Herrenklasse.«

»Er soll seinen Tenor abstellen . . . Der Kerl muß 'raus. Aber da kommt die Grenze . . .« Und als Jenny zusammenzuckt: »Nur keine Angst. Einem solchen Revolutionär wird nichts passieren. Leider rein gar nichts.«

Quer über der Straße lag der Schlagbaum – die Grenze. Der französische Posten hob die Hand. Man hielt. Es ging alles glatt mit den Pässen. Den rumänischen prüften sie sogar noch weniger lange als den deutschen von Hans. Der grinste mit dem Hohn des Rechthabens zu Jenny hin. Cadulescu bewahrte seine Ruhe, blieb aber im Wagen sitzen und half die Koffer hinausschieben für die Zollbeamten. Nur Jenny zitterte in Gedanken an des Grafen Ausspruch: »Die Cadulescu sind immer die Feinde des Throns gewesen.«

Sie liebte zwar diesen Grafen nicht im geringsten. Er war nur ein Flirtobjekt zur weiblichen Machtbestätigung und ein Reizmittel gegen Hansens scheinbar wankende Treue. Jetzt, wo sie ihren Jonny wieder in Sicherheit vor allen Weibern Monte Carlos im eigenen Wagen hatte, wurde ihr auch der Graf zuviel. Aber ihre Kolportageseele glaubte dem ›Revolutionär und Feind der Dynastie‹ doch hohe Achtung schuldig zu sein; und auch vor dem ›Mann‹ im Grafen mußte man wohl den Anschein erotischen Interesses noch für die Dauer der Flucht aufrechterhalten. Das erforderte der internationale Takt, nach Jennys mondänem Wissen um die Herrenklasse. Auch durfte Jonny sich ruhig noch ein bißchen ärgern. Der Junge mußte erzogen werden. Er kann sich nie beherrschen, wenn er eine Frau sieht; namentlich

classtests.com

wenn sie jünger ist als Jenny; selbst bei der Rechnung mit dem Alter von neunundzwanzig. Sie will Hans festhalten.

»Er ist für nichts Ernstes zu gebrauchen, außer für den Ernst des Footballs. Ein ordinärer Sport!« dachte die feine Jenny. Kein Sport der Herrenklasse. Er hätte Tennis spielen sollen, ihr eleganter Hans. Aber er hatte nun einmal einen »sentimentalen Hang fürs Volk« und ein dickes Herz für kleine Leute. Er sprach mit seinem Portier genau so kordial wie mit einem Grafen. Auch hielt er seinem Fußballklub seit dem Gymnasium ewige Treue. So war und blieb er denn auch im ›Ernst des Lebens‹ ein Fußballer, und nichts anderes als ein Fußballer. Das ist Jennys kleiner Schmerz. Aber für alle Kleinigkeiten der Lebenspraxis ist er ganz klug und sehr anstellig – für zwei Dutzend Besorgungen und Telephonate an einem Vormittag, Einladungen schreiben, beim Friseur anmelden, Gepäck aufgeben, Billette besorgen – da ist er unübertrefflich wie Cook & Sons. Er hat den Vorteil einer nachgiebigen armen Freundin, die der reicheren Untertan wird. Und darüber hinaus ist er doch ein Mann, ein junger Mann, ein Gent, ein Schmuck des Hauses und der Straße, und ein Chauffeur von Gottes Gnaden . . . Nur manchmal etwas sentimental – das scheint fast sein einziger Fehler zu sein.

Eine Uhr schlägt Mitternacht. »Jetzt fängt der dreizehnte April an«, denkt Jenny bänglich. Aber die Paßkontrolle ist erledigt. Die Franzosen machen schnell. Die Italiener sind umständlicher. Jedoch auch hier geht alles glatt mit den Pässen. Nur ein Zollsoldat sucht noch im Wagen herum und klopft auf die Koffer . . . Jenny hat die Beamten mit den Vokabeln dreier Sprachen belustigt. Sie plappert aus jeder Hauptsprache mit großer Geläufigkeit und richtigem Akzent die elementaren Sätze des Reiseverkehrs. Auch Spanisch kann sie von der Mutter her.

Schon als Kind reiste sie mit der sehr beweglichen und lebensfreudigen Mama durch die Welt, von Hotel zu Hotel, von Bar zu Bar. Sie ist überall zu Hause – und daher nirgends. Sie hat zwei Drittel ihres Lebens im Hotel gelebt. Menschen sind ihr nur Reisende und ›Begegnungen‹ – Bekanntschaften – Spielfiguren. Sie glaubt jedem Fremden und mißtraut dem Nächsten. Ihr bißchen Klugheit geht auch nur in Sprüngen kürzester Überlegung. Sie lebt nur von Impression zu Impression, von Occasion zu Occasion. Kein Gedanke hat Länge. Keine Zeit hat bei ihr eine Dauer. Kein Ort hat eine Weile. Auch das Geld tröpfelt ihr wie Regentropfen durch die Finger. Sie weiß nie, wieviel sie bei sich hat. Sie gibt einem Bettler hundert Francs und keift im nächsten Augenblick um fünfzig Centimes. Jede Regung wird im Nu zur Tat. Ihre Zunge ist schneller als ihr Sprachgedanke. Sie parliert französisch, englisch, deutsch und spanisch, und denkt von einem Herrn zum andern.

Ein feiner Sprühregen kommt vom Himmel. Jenny wickelt den Pelz fester um ihr Figürchen. Sie steht in ihren Goldschuhen auf dem Trittbrett des Wagens und dirigiert Hans und die Beamten herum. Aber ein großer uniformierter Kerl mit fürchterlichen Augenbrauen und einem sich nach beiden Seiten seines pausbackigen Gesichts je zwanzig Zentimeter erstreckenden Umberto-Schnurrbart fühlt sich gereizt durch ihre Nonchalance und will durchaus einen Koffer geöffnet haben. »Nein, nicht den meinen!« ruft Jenny in ihrer Unüberlegtheit. »Hans, mach den deinen auf!« Aber gerade jetzt will der Umberto-Mann natürlich den ihrigen öffnen lassen. Avanti! Ja, aber hier hat sie das neue Kleid, das sie in Nizza gekauft hat. Noch nie getragen. Sie weiß, daß es obenauf liegt wie zur Parade. Der Koffer geht auf.

Aber was ist denn das? Sämtliche Beamte kommen zum Koffer herangelaufen. Die Italiener rufen die französischen Kollegen. Das muß man gesehen haben! Ja, sie verwundern sich. Ein Spielwarenladen? . . . Da liegen sechs Riesenpuppen von halber Kindergröße am Kofferrand, rings um das neue Kleid herum. Vier Mädchen in Seide, Gelb, Lila, Blau und Rosa. Und zwei Knaben, der eine als feiner Eaton-Boy in Schwarz mit steifem Kragen, der andere blau mit Silberborten. Zwei Mädchen liegen je an den Seiten des Koffers. Ein Knabe je oben und unten an der Querwand.

Ein unbändiges Gelächter hebt an. Auch der Graf grinst aus dem Fenster. Jenny brüllt: »Lachen Sie nicht! . . . Ach, meine armen Kinder . . . Den Deckel zu, sie werden ja naß im Regen!« Sie will den Koffer zuschlagen.

Der Umberto hindert sie. »Aspetti!« Drei von den Puppen sehen aus wie neu. Sie heben sie heraus: »Bel bambino!« scherzt ein netter junger Kerl; und mit Verbeugung zu Jenny: »Bella madre!« Aber Jenny versteht hier gar keinen Spaß. »Ihr könnt die Kleinen nicht einmal richtig anfassen. Ihr zerquetscht ihnen die Kleidchen mit euren Dreckfingern, und Ihr tut ihnen weh, meinen dolcissimi bambini.« Sie heult vor Wut. Sie liebt ja ihre Kinder, als wären sie lebendig; sie reißt dem Mann die Puppe aus dem Arm und reicht sie dem Grafen in den Wagen.

Inzwischen hat der Beamte, den die Puppen als Zollobjekt durchaus nicht interessieren, das Kleid herausgenommen. »Neu?« fragt er.

»Uralt – molto vecchio, antico, antichissimo!« sprudelt Jenny.

Aber schon hält der Umberto das Preistäfelchen in den Fingern, das mit einem roten Faden am Halsausschnitt befestigt ist. Er liest 450 Francs. »Signora, das kostet Zoll.«

»Was Zoll?«

»Seien Sie froh, daß wir Sie nicht auch noch in Buße nehmen.«

classtests.com

»Animal!« flucht ihn Jenny auf spanisch an.

»Kommen Sie ins Bureau«, sagt streng der Zöllner.

»So ein Pech – das ist der Dreizehnte!« schimpft sie weiter. »Ach Jonny, geh du; ich will das Kind versorgen.« Und sie nimmt dem Grafen aus dem Autofenster die Puppe weg und bettet sie sachte in die frühere Vertiefung im Koffer. Hans geht kopfschüttelnd zur Zollbaracke. Es regnet stärker. Eine trostlose Windlaterne gibt die einzige Helle.

Kaum ist Hans verschwunden, öffnet der Graf die Autotüre und ruft halblaut: »Jenny, bitte kommen Sie in den Wagen.« Es ist wie im italienischen Kasperlitheater. Kaum geht der Amoroso, so öffnet sich die Tür des Nebenbuhlers. Jenny tritt zur offenen Coupétür. Der Graf preßt ihre Hand und sagt mit traurigen Augen: »Jenny, er ist nicht gut zu Ihnen. Sie verdienen einen andern Kavalier . . .« Er zieht sie näher heran: »Lassen Sie ihn in Genua. Venez avec moi à Milan – Sie wissen, wir sprachen von der Liebe. Wenn Sie mich lieben . . .«

Jenny zuckt mit den Brauen. Das übersteigt den nötigen Flirt. Aber sie kommt nicht zur Antwort und reißt den Arm aus seinen Händen; denn eben erscheint Hans unter der Barackentür und ruft: »Jenny, es kostet noch sieben Francs.«

»So zahl sie doch, du hast ja Geld.«

»Es macht für den Zoll neunundzwanzig. Ich habe aber nur noch zweiundzwanzig.«

»Zweiundzwanzig?« fragt Jenny erstaunt. »Du hast doch von mir noch fünftausend!«

Ei verflucht! denkt Hans. Er kommt wie ein geprügelter Hund herbei.

»Die sind doch hoffentlich nicht alle weg?«

Hans stammelt: »Alle weg.«

»Was?« ruft Jenny, »beim Roulette? Oder hast du's der Blauen gegeben?«

»Nein verloren bei Trente et Quarante – auf einen Schlag. Ich wagte eben alles für dich.« Hans spricht wie ein kleines Kind zu seiner scheltenden Mama.

»Dafür hast du auch Glück in der Liebe, du schlechter Kerl.« Jenny denkt viel weniger an das Geld, als an die Möglichkeit, daß es für Damen ausgegeben wurde. »Oh, il est un mauvais sujet, der junge Mensch da«, beklagt sie sich beim Grafen. Der scheint wieder zu hoffen und flüstert: »Lassen Sie ihn doch fahren. Venez à Milan.«

Aber Jenny hört es gar nicht, denn sie sucht in ihrem Portemonnaie nach den fehlenden neun Francs – und stellt nach rascher Zählung unter Entsetzen fest: sie selber besitzt keine hundertfünfzig Francs mehr. Sie hat eben noch heute abend für sich und Hans 1230 Francs und für den Grafen 460 Francs an Hotelrechnungen bezahlt. Jetzt ist zwar noch das Scheckbuch da, aber beinahe nichts in bar. Sie reicht Hans wütend einen Zehnfrancs-Schein.

»Comte, helfen Sie mir mit 500 Francs oder Lire.« Doch ohne des Grafen Antwort abzuwarten, eilt sie dem abgehenden Hans nach und übergibt ihm das ganze Portemonnaie: »Alles in Lire wechseln lassen – dort in der Wirtschaft.« Hans geht gehorsam wieder zu den Baracken.

Der Graf aber hat nicht mit der Wimper gezuckt auf Jennys Frage. Als sie zum Wagen zurückkehrt, fällt sie ihr wieder ein. »Fünfhundert Francs, Graf, zur Abrechnung auf vierhundertsechzig.« Und sie lächelt: »Vierzig darf ich Ihnen wohl schuldig bleiben in der Not?«

Der Graf sagt: »Versteht sich . . . Aber ich habe zwar für etwa dreitausend Francs Chips – er klappert zum Beweis mit den Spielmarken in der Hosentasche –, aber in bar nur einen Tausendfrancs-Schein. In der Eile konnte ich kein Geld abheben . . . Aber ich werde dann in Genova wechseln lassen und alles bezahlen, was wir auf der Reise brauchen.«

»Gut, beim Tanken in Genova zahlen Sie«, sagt Jenny. Sie hebt nochmals den Deckel ihres Koffers und gibt der Favoritenpuppe Klara einen Kuß. »Sleep well, my darling.« Dann schließt sie den Koffer ab und hebt ihn mit dem jungen Zollbeamten in den Wagen . . .

Da kommt Hans zurück, die eine Hand voll Lire-Scheine. »Wir haben jetzt mit meinen zweiundzwanzig Francs zusammengerechnet noch 128 Lire, 60 Centesimi.«

»Dazu die tausend Francs vom Grafen!« ruft Jenny, »dann reicht's reichlich bis morgen früh. Also los nach Italien!« Dann überlegt sie etwas. Sie sieht rasch nach dem Grafen. »Aber Jonny, diesmal fahre ich. Bis Savona oder Genua setz ich mich ans Steuer; und du, Hans, mußt diesmal nach hinten zum Gepäck. Der Graf kommt mit nach vorne.« Und als Hans ein muffiges Gesicht macht, flüstert sie ihm zu: »Ich will ihm doch jetzt die Richtung Milano einreden, damit er allein loszieht. Verstehst du? Denn er wollte ja ursprünglich über Triest nach Jugoslawien und weiter. Es ist eine Geheimsitzung des revolutionären Komitees in Zagreb – hat er gesagt.«

Hans lacht verächtlich auf. »Wenn du den nur loskriegst, der ist klebrig.«

classtests.com

Sie selber möchte den zähen Verehrer jetzt so schnell wie möglich verabschieden. Der hat den Flirt womöglich ernst genommen. So denkt sie ein wenig zu spät. Ach, gegen Jonny ist er nichts, mit all seiner politischen Bedeutung. Was geht sie schließlich auch die ›Dynastie‹ an! Jetzt will sie unbedingt mit Hans allein nach Florenz fahren zu jenem Molina, von dem er ihr erzählte: »Alter Schulkamerad, ein toller Boy.« Den möchte auch Jenny kennen lernen, und einiges über Hansens Jugend erfahren. Sehr interessant für sie. Den Grafen aber will sie überreden, in Genua den Zug nach Mailand zu nehmen. Und mit Jonny übernachtet sie in Genua – etwa um zwei Uhr sind wir in Genua –, wo man sich übrigens ja verlobt hat, gerade vor drei Wochen. Ja, das wird fein! freut sich Jenny. Das heißt, wenn der Graf nur wechseln kann, so mitten in der Nacht, morgens um zwei. Denn seine Chips für dreitausend Francs, die nimmt ihm kein Hotel ab. Caramba! Aber es wird sich schon machen . . . Where there's a will – there's a way . . . Und jetzt: Allons!

Alle sind auf den Plätzen. Die Zollbarriere hebt sich. Hans hat sich in die Ecke gekuschelt. Er friert in seinem Frack trotz seinem Sommermäntelchen und raucht in raschen Zügen. Der Graf sitzt lautlos neben Jenny. Die ruft den Zöllnern »A rividerci« zu, wischt rasch noch die vom Regen vertröpfelte Scheibe ab und fährt dann fröhlich los in die Nacht. »Hans, Jonny, denk dir nur, wir fahren mit den Kindern nach Italien.«

»Mit den Kindern? . . .« Hans macht ein dummes Gesicht.

»Und in Florenz laß ich mir einen Extrakoffer machen, einen zweischläfigen mit roter Seidensteppung für nur einen Boy und nur ein Girl. Und weißt du, wie die beiden heißen werden?« Sie blickt verliebt Hans von der Seite an. »Jonny und Jenny – sollen sie heißen.«

Der Monteur

Die Nacht ist völlig schwarz. Kein einziger Wagen kommt ihnen entgegen. Sie schweigen. Der Graf streichelt hin und wieder Jennys Bein. Sie nimmt ihm die Hand weg. Aber sie wagt noch nichts zu sagen von der erhofften Trennung. An einer Bahnkreuzung müssen sie vor der Barriere halten. Von einem Campanile hämmert es vier Viertelschläge und die Stunde: ein Uhr. Jenny beschließt, den Grafen vorzunehmen, sowie sie weiterfahren. Unter Motorgeräusch sagen sich die unangenehmen Dinge so viel leichter. Der Zug braust heran, ein Expreß mit doppelter Maschine. Unter Höllenlärm rast er in fünf Sekunden vorbei aus der Nacht in die Nacht. »Wohl nach Milano«, sagt Jenny. Sofort flüstert der Graf: »Wir auch nach Milano, Jenny.«

»Nein, nicht wir – denn ich muß nach Florenz.«

»Sie lieben mich nicht mehr.« Er macht wieder traurige Schimpansenaugen.

»Ein Flirt ist keine Liebe, das müssen Sie als Weltmann wissen, Graf.«

»Aber er kann es werden . . .« Wieder fährt seine Hand über ihr Knie.

»Bei mir nicht«, sagt Jenny scharf. Die Liebelei wird ihr zu dumm. Der Graf raunt etwas Ungehaltenes auf rumänisch.

Hans räkelt sich und murmelt hörbar: »Was machst du mit dem Kerl ab?«

»Ich rechne mit ihm ab wegen der Hotelrechnung«, lügt Jenny. Hans findet das richtig.

Sie schweigen lange . . .

Vor Savona aber kommt der Wagen in ein kurioses Hopsen. Sind's die Bremsen? Ist's im Vergaser? Sie müssen langsam fahren. Vielleicht Dreck im Benzin? Jedenfalls frisch tanken.

In der Stadt finden sie eine Tankstelle mit Licht. Jenny und Hans steigen aus. Sie klopfen und rufen. Der Graf bleibt wie immer im Wagen. Ein verschlafener Kerl kommt, hängt den Schlauch ein und pumpt. Man hat noch fünfundzwanzig Liter. Der Tank faßt fünfzig. Also gibt man fünfundzwanzig Liter neuen Stoff à 2.10 Lire. Macht 52 Lire 50 Centesimi im ganzen.

»Jetzt, Graf, jetzt zahlen Sie«, meint Jenny nebenbei.

»Er kann ja doch nicht tausend Francs wechseln«, wirft der Graf müde und lässig hin.

»Doch, drüben in der Bar«, sagt der Tankmann.

»Also Geld her, geben Sie ihm den Schein«, sagt Jenny.

Der Graf zieht langsam die Brieftasche, sucht und sucht. Es rascheln Papiere. »Zut alors«, flucht er. Er spielt bei echter Verlegenheit eine unechte Verzweiflung und zupft an seiner gelben Krawatte. »Zu dumm, ich habe ihn ja dem

classtests.com

Sabatini gegeben. Ich habe nur Chips. Que faire?«

»Que faire?« staunt Jenny. Dann geht ihr ein Licht auf und sie bricht los: »Sie sind ein Schwindler!«

Der Graf kreischt empört: »Nein, Madame, ich bin ein Revolutionär auf der Flucht.«

»Das ist vollkommen das gleiche – im Effekt.« Und auf deutsch: »Hans, denke dir, er ist ein Schwindler.«

Hans ist nur mäßig überrascht. »Ach Jenny, du merkst auch gleich alles.« Dann packt ihn wieder die Wut über dieses ganze Abenteuer und er brüllt den Grafen an: »Rücken Sie mit der Note heraus: das heißt, wenn sie nicht falsch ist.«

»Er hat ja keine, der Schwindler«, empört sich Jenny von neuem.

»Ich werde Ihnen einen Scheck auf die Banca d'Italia in Milano geben, das ist sehr gutes Geld.« Der Graf spricht wieder ruhig; aber die Stimme tönt noch heiserer als sonst.

»Nein, mon cher, Sie kommen mit uns nach Florenz! Ich will dabei sein . . . Die Bank hat selbstverständlich eine Filiale in Florenz.«

»Ich muß aber fliehen, Madame, ich muß nach Trieste«, klagt der Graf. »Geben Sie mir nur zwanzig Lire mit. Ich habe kein Kleingeld. Ich bin Revolu . . .«

»Ihre Dynastie ist uns wurscht«, unterbricht ihn Jenny schreiend und hat sich, wie man sieht, auch in der Ausdrucksweise zu Hansens politischer Neutralität in den rumänischen Angelegenheiten bekehrt.

Hans aber packt den sauberen Comte am Arm: »Steigen Sie aus, Sie Lump Sie.« Notgedrungen steigt der Graf aus. »Sie bleiben hier in Savona!« Und zu Jenny: »Du kriegst doch das Geld im Leben nie. Laß es fahren. Ich hau ihm noch schnell eine 'runter, und wir fahren allein los.«

Aber Jenny, die sonst mit Tausendern ungezählt herumwirft, kapriziert sich in diesem speziellen Fall aus Wut auf die vierhundertsechzig Francs. »Der Kerl wird nicht freigelassen. Der kommt mit uns nach Florenz. Entweder auf die Bank oder auf die Polizei.« Dieser Graf – er hat ihr den Abend verdorben. Und ihr fällt endlich ein: Auch ihrem Jonny hat er ihn verdorben. Mit dem Hotel und der Liebesnacht in Genua ist es nun nichts. Jenny zahlt also wütend die 52 Lire 50 Centesimi für das Benzin mit dem einzig verbliebenen Hundertlireschein, und gibt bei Gott dem Tankburschen noch sieben Lire fünfzig Centesimi als Trinkgeld, damit es gerade schön abgerundet sechzig Lire macht. So ist Jenny. Sie haben nun noch, wie Hans ausrechnet, ganze achtundsechzig Lire und sechzig Centesimi. Ei verflucht! denkt er vor sich hin. So schmeißt es eben Jenny. Was ist Geld? Aber die lumpigen vierhundertsechzig Francs vom Grafen, die will sie haben, à tout prix, ums Verrecken, ums Glück der Götter. Es ist nichts zu machen. Sie ist sehr böse, die gute Jenny.

Der Graf hat Angst, in diesem gottverlassenen Savona allein zurückgelassen zu werden: »Gut, ich fahre nach Florenz«, lenkt er ein. »Sie haben morgen sicher Ihr Geld. Mein Scheck ist gut. Meine Partei hat ein Depot in Milano. Wir sind alle Brüder . . . Ich lasse sofort telegraphieren . . .«

»Stoppen Sie mit Ihren Bomben und Brüdern«, herrscht Hans ihn an und schupft ihn durch die Coupétüre wieder ins Auto auf den hintersten Sitz, neben die Koffer. »Jetzt fahre ich!« Sein Frackhemd ist zerknüllt. Man sieht nicht mehr sehr fein aus. Hans hat das nicht gern. Nur ein eleganter Mensch ist schließlich ein ganzer Mensch. Jenny setzt sich dicht neben ihn und kichert in einem raschen Anflug lustiger Laune: »Wir haben einen Gefangenen gemacht!«

Es geht weiter. Jenny hält nach rückwärts im Prestissimo französische Reden an den Grafen im Hintergrund. Der Gefangene antwortet nur gelegentlich mit matten Phrasen: »Es ist ein Irrtum, Madame . . .« oder »nous autres revolutionaires . . .« oder »on payera tout . . .« oder »c'est plus fort que moi . . .« Aber seine Phantasie arbeitet nicht so friedlich wie seine verlegene Zunge. Er muß nach Milano, das steht fest. Mit den Monte-Carlo-Chips ist es nicht zu machen. Auch nicht mit den drei französischen Tausendernoten, die er da noch diskret in seiner Hosentasche hütet und die er geheim gehalten hat. Das ist gefährliches Geld und schwer zu wechseln in Italien – er kennt doch seine und Sabatinis Noten. Solch ein Pech, das mit der Note in Monte! Dazu kein echter Fünfzig-Francs-Schein mehr. Jenny, die einzige Rettung, hat versagt. Also: in Genua muß er die Flucht riskieren. Hafenstadt ist immer am besten. Nur nicht nach Süden, gar nach Florenz. In Genua spätestens muß er entspringen.

Aber davon ist keine Rede bei Jenny. Zwei Uhr fünfzehn sind sie in Genua. Der Graf sucht sie zum Stoppen zu bringen. Man gibt ihm auf seine Bitte überhaupt keine Antwort. Nur Jenny wirft sarkastisch hin: »Wir müssen die Dynastie vor Ihnen schützen.« Der Graf resigniert schweigend. Sie sausen durch die Straßen hinein nach Genua. Via Carlo Alberto – Via San Lorenzo – Via Venti Settembre und hinaus aus Genua. Hans ist mit Jenny wieder in voller Eintracht. Sie legt ihren linken Arm um seine Schulter und mit der rechten drückt sie sein Bein. Sie tuschelt ihm ins Ohr die schönsten Dinge. »Ach Jonny, morgen in Florenz. Im Klub mit Molina. Am Morgen hole ich gleich Geld beim Cook. Wir wohnen am Arno oder im Minerva bei Santa Maria Novella . . . Ach, du kennst es nicht . . .«

Die Riviera sieht überall gleich aus in der Regennacht. Hin und wieder ein Ort mit spärlichen Lichtern.

classtests.com

Rapallo–Chiavari–Spezia, von Genua 112 Kilometer. Kurven halten auf am steilen Berg; aber man rast dahin, wenn's immer nur geht. Man fährt gegen Massa.

Hier hopst der Wagen wieder mitten in der Ebene. Es ist doch Dreck drinnen in den Düsen. Man muß vielleicht neues Benzin aufgießen. Aber wo tanken? »Du, wir haben den Kanister vergessen«, ruft Jenny, »das sind fünf Liter, die gießen wir drauf.« Hans macht die Sache. Ja, er zieht wieder an. Die Straße läuft gerade über das sumpfige Flachland. Zwischen Lagunen. Jetzt Viareggio – jetzt auf Pisa los.

»Um fünf Uhr sind wir spätestens in Pisa. Da fährst du wieder, Jenny.«

»Ich kann auch fahren«, sagte der Graf, um irgendwie die Peinlichkeit des Schweigens zu unterbrechen. »Ich war Fahrer im Heer.«

»Sie müssen nur zahlen können«, giftet Jenny, »und nachher können Sie alleine fahren.« Dem Grafen steigt das Blut in den Kopf. Es muß, es muß etwas geschehen.

Da hopst der Wagen wieder mit erschrecklichen Rucken wie ein bockendes Pferd. Er läuft nicht, er springt. Man muß stoppen. Die Nacht ist finster. Im April dämmert der Morgen nicht vor halb sechs, wenigstens im Regenwolkenwetter. Da vorne sind ein paar Häuser. Im Dunkel sieht man sogar einen Kirchturm. »Wir müssen noch bis zum Dorf«, ruft Jenny. »Keine fünfzig Meter bis zum ersten Haus.« Hans zieht alle Hebel, gibt Luft, tritt Gas wie ein Radfahrer. Das Auto tut keinen Ruck.

»Aussteigen und schieben!« ruft Hans. »Mitanfassen, Revolutionär!« Und da steigen die drei Mondänen – vier männliche Lackschuhe, ein Frack, ein Zylinder und eine Balltoilette mit Goldpantöffelchen – aus dem Wagen auf die kotige Straße und schieben den Karren mit Höh und Heh zum nächsten Haus.

Es ist eine Weinkneipe. ›Fiaschetteria‹ steht auf einer Tafel. Ein kleinstes Etablissement. Aber immerhin wird es auch hier einen Kaffee geben. Kaffee kocht überall in der Welt. Es ist kalt und man hat ihn bitter nötig. Aber ach Gott, wie sieht man aus! Das Frackhemd Hansens ist verwüstet, der Kragen zerknüllt, die Hosen aufgeweicht, sein Sommermantel starrt vor Straßenschmutz. Jennys Goldschuhe und Seidenstrümpfe sind über und über mit Kot bespritzt. Ein Strumpf hat sich am Kotflügel beim Schieben aufgerissen. Von oben bis unten sind alle naß. Nur der Graf besitzt das Glück und den Schutz eines dickeren Wollmantels – und einer noch viel dickeren Haut als das kuriose Liebespaar. Aber auch er dampft vor Anstrengung und Schweiß.

Das Haus ist still. Man klopft an alle Läden. Man ruft. Man hupt. Endlich wird ein hölzerner Laden aufgestoßen. Ein kleiner, dicker Mann ruft grob: »Che cosa?« Sie reden auf ihn ein, er möge aufmachen. Der Dicke sieht unter den offenen Mänteln den ungewohnten Glanz der Gewandung und die feine Dame im Pelz.

»Sind Sie ein Zirkus?« fragt er; denn er hält sie für Artisten.

»Nein, aber wir wollen heißen Kaffee.«

»Hier gibt's keinen Kaffee. Hier gibt's nur Wein.«

»Aber wir erfrieren, wenn Sie nicht aufmachen, gentilissimo Signore«, flötet Jenny.

Der Gentilissimo läßt sich rühren. »Ich mache auf – wir können ihn wärmen.« Er meinte den Wein.

»Ja, Glühwein – das ist fein«, jubelt Jenny. Die Männer jubeln noch nicht; und Hans meint: »Da wird uns schlecht. Besser er nimmt Wermut dazu, wenn er hat.«

Der Padrone öffnet. Er ist nur in Hemd und Hose. Aber was er hat, das will er bieten; auch den landesüblichen Wermut. Er ruft Giuseppina, seine Frau. Sie soll heißes Wasser machen. Ein mageres Weib kommt barfüßig im Nachthemd die Treppe hinunter und schaut scheel auf das vornehme Lumpenpack. Denn zu dieser Stunde kann es nur Lumpenpack sein, nach ihren schwachen Begriffen vom mondänen Leben. Oben schreien die Kinder in den Betten, geweckt vom Lärm der abenteuerlichen Ankunft.

Die Gäste sitzen in einer ärmlichen Kaschemme mit Petroleumlampe. Ein Räuberwirtshaus. Kein Stuhl ist ganz. Auf dem Tische stehen leere Flaschen. Die farbigen Bilder des alten Vittorio Emanuele und seiner Königin beschwichtigen nicht den Eindruck der Spelunke im letzten Akt des ›Rigoletto‹. Der Regen klatscht an die Läden. Es ist hier drinnen hundekalt, obschon auf dem Steinherd noch Glut ist und das Feuer zum Wasserkochen bald heller aufbrennt. Die drei sitzen auf einer Längsbank, mit dem Rücken gegen die zwei Straßenfenster. Das Paar hat die nassen Mäntel aufgehängt. Der Wirt bringt eine schmutzige Decke, die man gemeinsam über die Knie legt. Jenny lehnt in der Ecke und neben ihr Hans. Zunächst der Türe sitzt der Graf. Er hat als einziger den Mantel anbehalten und sein Kragen ist immer noch hochgeschlagen. Sie alle drei studieren die Autokarte auf dem Tisch.

»Wo sind wir hier?« fragt Hans den Wirt.

»In Torrevecchio – zwischen Torre del Lago und Pisa.«

classtests.com

»Also zwanzig Kilometer bis Pisa?«

»Zwölf Kilometer«, brummt der Wirt und stellt drei Weingläser auf den Tisch, während seine Frau, die sich inzwischen einen Rock übergestreift hat, das heiße Wasser im Kochkessel vom Herd herbringt. Streuzucker ist auch da, mit Fäden und Haaren zwischen den Körnchen. Man gießt zuerst halb Wermut, dann halb Wasser in die Gläser – und trinkt. Scheußlich, aber es wärmt. Eine zweite Runde. Der Graf hilft dienstbeflissen und gießt den beiden dreiviertel Wermut ein; sich selber nur ein Viertel. Er hat's im Magen, sagt er. Er verträgt es nicht.

Jenny hat plötzlich einen Einfall: »Du Hans, ich ziehe mich um. Wir haben ja wenigstens meinen Handkoffer.«

»Nein, das hält nur auf. Wir müssen schauen, daß wir schnell nach Pisa kommen . . . Ist ein Monteur im Dorf?«

Jenny übersetzt die Frage für den Wirt. »Nein«, sagt der Dicke und zuckt mit den Schultern.

Da sagt der Graf, der bisher stumm und nervös an seinen Fingern herumgebissen hat: »Ich bin Monteur. Vom Militärdienst her. Ich war im Eisenbahnregiment. Lassen Sie mich die Düsen nachsehen. Ich habe viele Wagen repariert.«

»Ist das auch wahr?« ruft Jenny.

Der Graf nickt höchst seriös und hält die Hand mit den drei Ringen auf sein Herz unter der gelben Krawatte. Es wirkt wie ein Bekenntnis.

Jenny nickt gnädig bejahend. »Aber inzwischen ziehe ich mein wollenes Jackenkleid an. Das Strickkleid ist leider im großen Koffer auf der Bahn nach Florenz. Holt meinen Koffer herein.« Die Herren holen ihn; ein hochelegantes messingbeschlagenes Case aus hellem Schweinsleder mit den pickfeinsten Hoteletiketten von Shepheards Hotel in Kairo bis zum Suvretta-Haus in St. Moritz. Ein Symbol des Geldausgebens und der ›Herrenklasse‹ steht deplaciert in der Spelunke. Jenny macht sich sofort ans Auspacken. Die Gentlemen gehen wieder ab. Sie müssen arbeiten.

Sie öffnen die Motorhaube, und der Graf fingert mit affenhafter Gewandtheit an den Zylinderkerzen herum, schraubt auf, schraubt zu; steigt hin und wieder ans Steuer; gibt Gas und zieht an der Choke-Klappe.

Hans steht dabei. Er versteht nicht viel von Technik. Er ist ein Sportler. Die Maschine interessiert ihn nicht. Er hält wie ein Lehrling die Werkzeuge und die Ölkanne und prüft mit ängstlichen Ohren das Motorgeräusch. Der Wagen hopst noch immer wie ein Schaukelpferd. Das Geräusch hat noch keine Dauerhöhe. Es surrt auf und ab; singt ganze Arien. Der Motor kommt nicht auf Touren. Der Graf ist unermüdlich, bald am Motor, bald am Gashebel. Hans findet den von Jenny so jäh erledigten Rivalen nun nach und nach ganz nützlich und umgänglich. Er selber muß manchmal am Steuersitz den Hebel treten auf die Kommandos des schraubenden und drehenden Monteur-Grafen.

Der Wagen steht schräg im Straßengraben. Das Benzin verteilt sich zu schlecht im Tank. Sie rücken das Auto quer in die Straße, die sich vor dem Wirtshaus platzartig verbreitert. Ein kleines Gespräch entwickelt sich unter den feindlichen Kavalieren.

»Oh, ich habe studiert in Paris à l'Ecole polytechnique, Monsieur Bell . . . Es liegt an der Vergaserdüse. C'est ca.«

Hans wird auch nach und nach gemütlich: »Ich kenne einen in Deutschland, der hatte auch eine Vergaserverstopfung gehabt; mein Freund Toni, bon ami de moi, der konnte auch alles reparieren, was kaputt war.«

Der Graf hantiert und dirigiert: »Geben Sie Gas – stopp! Geben Sie Luft – stopp! . . .« Ha, Hans hört plötzlich ein besseres Motorgeräusch.

»Fahren Sie rückwärts!« Hans kriegt den Wagen wieder in die Straßenmitte. Er steht jetzt gegen die frühere Fahrt, in Richtung Viareggio . . . Ha, es klingt stabiler . . . bricht aber leider wieder ab und surrt in hohe Töne hinauf. »Ei verflucht!« brummt Hans.

»Wir müssen Öl an die Ventile geben«, sagt der Graf.

»Ja, Öl.« Hans kommt mit der Kanne. Aber sie ist vollkommen leer, und kein Tropfen kommt aus dem blechernen Spitzhals. »Ei verflucht!« wiederholt Hans.

»Dann holen Sie beim Wirt in Gottes Namen Olivenöl.«

Hans geht gehorsam mit der Kanne in die Wirtschaft, um Olivenöl zu holen.

Da sitzt Jenny, wild in drei Sprachen vor sich hinfluchend, mit nackten Beinen auf einem Stuhl. Das offene Kleid hat sie zwar noch an, aber eigentlich nur oben; und der linke Träger des Hemdes fällt ihr über die bloße Schulter. Unten hat sie die Robe bis zur Taille hochgeschlagen, so daß man die seidenen Schlüpfer sieht; denn sie zieht sich vor allem einmal trockene Strümpfe an. Der Wirt schaut sie versonnen an, als stände er im Zoo vor einem neuen, nie gesehenen Tier. Die blöde Wirtin aber kniet nicht minder überwältigt am Koffer, starrt die sechs Puppen an und streichelt sie wie kleine Hunde. »Sie sind doch ein Zirkus!« flüstert sie zu ihrem Manne hin.

classtests.com

Jenny aber ruft in heller Wut bei Hansens Eintritt: »Verdammtes Pech, che diavolo! Ich finde ja nur die Jacke vom dicken Kostüm; den Rock habe ich im Hotelschrank in Monte Carlo . . . mon dieu, was soll ich nur anziehen? . . . Diese verfluchte Flucht. . . bloody, bloody . . .«

Aber Hans hörte nicht hin im Eifer seines Auftrages. »Olivenöl muß ich haben. Sag's dem Wirt auf italienisch.«

»Olivenöl?« fragt Jenny lang gedehnt und läßt den Mund offen.

In diesem Augenblick rattert draußen der Wagen und springt herrlich an, mit einem gesunden, langhaltenden, kraftvollen Ratterton.

»Er läuft ja, Jenny!« brüllt Hans in heller Begeisterung. Das Rattern hält an. Die Coupétür wird knallend zugeschlagen.

»Um Gotteswillen – der Graf!« schreit Jenny, »und der Schlüssel steckt natürlich . . .«

»Ei verflucht – der Graf!« . . . fällt es auch Hans ein, und er stürmt mit einem Satz hinaus. Jenny hinter ihm her, wie sie ist, mit einem Strumpf am Bein.

Da zieht der Wagen eben an, bewegt sich – in Richtung Norden. Hans hat ihn ja selber drehen helfen. »Graf!« schreien beide und rennen nach vorn. Aber der Graf sitzt steinern, taub, unerbittlich, unerschütterlich am Steuer und fährt los – saust los, ohne einen Blick, ohne einen Hohn, ohne ein Grinsen, ohne ein Adieu . . . ein Stück Maschine . . . rast er los . . . Man sieht den Wagen noch hundert Meter weit . . . es dämmert ja schon . . . und das letzte Motorgeräusch erstirbt.

Der Posthalter

Es ist sonnenklar, daß niemand gern an einem Unglück solchen Grades die alleinige Schuld trägt. Die Hauptschuld trug ja selbstverständlich der verbrecherische Graf, oder was er schon war, so ein Rumänier. Darüber waren sie sich beide einig. Aber die Verzweiflung erfordert ein gewisses Austoben. Und Klagen, die nur in die Luft und zu den Göttern gehen, sind so viel unfruchtbarer und undankbarer für die Seele als eine herzhafte gegenseitige Beschuldigung.

Kaum hatte sich die halbnackte und laut aufheulende Jenny auf die Holzbank der Wirtsstube sinken lassen, als es auch schon laut aus ihr losbrach: »Du hättest den Kerl nicht einen Augenblick allein lassen sollen. Du hast keine Menschenkenntnis. So einen Kerl!«

Und Hans gab zurück: »Du hättest den Kerl nicht mitnehmen sollen, so einen – Revolutionär.«

»Hättest du nicht mit der blonden deutschen Gans herumgeschnattert – dann wäre alles nicht passiert – nichts, rein gar nichts.«

Hans aber tobt los: »Herrgott, mein schöner Koffer! Er hat ja meinen Koffer, der Hund – und ich stehe in Frack da mitten in Italien und sehe aus wie ein Oberkellner nach der Saalschlacht.«

Jenny schimpft heftig: »Du denkst halt immer nur an dich! Und ich habe keinen Rock und muß mit dem nassen rosa Fetzen weiter. Das kommt vom schnellen Packen bei der gottverfluchten Flucht. O quel malheur!« . . . Sie wirft einen verlorenen Blick auf den offenen Handkoffer: »Aber gottlob sind meine süßen Puppi doch bei mir, meine Bambini sind bei ihrer Mami«, und sie trippelt weinend zum Koffer, um ihre Kinder einzubetten.

Hans, der sonst seine Jenny ohne viel Anspruch akzeptierte, wie sie nun eben war, fand ihre Spielerei zu dieser Stunde ein wenig widerlich und allzu künstlich. Er, Hans, erhielt nur Vorwürfe und wurde mißbraucht zu aller Art von Abenteuern wie dieser blöden Flucht. Hier aber nun verschwendet seine Jenny ihr Herz an diese lächerlichen toten Puppen. Da setzt sie sich jetzt auf die Kofferecken, nimmt die Favoritin Klara mit den blauen Schleifen auf den Arm und kost sie mit gemachter Kinderstimme: »Ja, was macht denn meine süße Klara, ma chère petite Claire mit den großen blauen Gugu-Eyes – und mein allerliebster Billy-Boy . . . ja, frierst du denn nicht auch, mein sweetheart, mein bambino, mon amour? Die Mama, die liebe Mami wird dich zudecken; die Puppi-Mami wird doch ihren herzigen Coco nicht vergessen und ihr Nelly-Girl; und die Inez mit den roten Löckchen, und die . . .«

classtests.com

Da schallt ein fürchterliches Geschrei der vom Lärm geweckten Wirtskinder von oben und unterbricht Jennys Familienidyll. Wütend schreit Mami die dumme Wirtsfrau an: »Sie legen jetzt die ungezogenen Dinger augenblicklich still! In einem Hotel geht das doch nicht. Wir sind doch Gäste, gute Frau. Man wird ja verrückt von dem Gebrüll.« Sie spricht sehr scharf, die gute Jenny.

Hans aber – er hatte nun eben mal den Hang für kleine Leute – sagt beschwichtigend zum Wirt: »Ach Gott, es sind halt Kinder . . . richtige Kinder.« Der Wirt versteht zwar nicht, doch macht er eine Geste des Bedauerns.

Die blöde Wirtin aber tappt völlig verdutzt nach oben. Sie hatte gerade diese Dame mit ihren vielen Puppenkindern für ganz besonders kinderlieb gehalten. Und sie tut oben alles, um ihren schreienden Nachwuchs zu beruhigen.

Der Wirt, der die gesamte Situation ganz offenbar noch nicht begriffen hatte, fragte jetzt schwer und langsam: »War das Ihr Gatte – der Herr mit dem Auto?«

»Warum Gatte?« Jenny ist erstaunt.

»Nun«, meinte der Wirt, »weil er doch so traurig war – und weil ihm ja auch der Wagen gehört.«

Jetzt informierte Jenny den Padrone mit abenteuerlichen Reden über den Räuber. »Er ist ein Revolutionär – gegen die Dynastie – wir müssen zur Polizei.«

»Niente polizia. In Torrevecchio gibt es keine Polizei; der nächste Gendarm ist in Torre del Lago.« Aber ein Telephon ist da, beim Posthalter. Man müßte von dort nach Viareggio oder nach Pisa telephonieren. Der Wirt macht ein wichtiges Gesicht.

Es war inzwischen halb sieben geworden. Jenny ist wieder in Abendkleid und Pelz. Ihre Schminke hat sich arg verwischt. Um Augen und Mund gibt es traurige Falten in der verlebten Haut. Die Augen sind verheult. Oh, nun sah ihr Kopf zum siebzehnjährigen Figürchen nicht mehr wie neunundzwanzig aus. Auch nicht wie zweiunddreißig, ja nicht einmal wie sechsunddreißig, nach dem richtigen Alter. O nein, sie sah nach einer etwas gar verblühten Mama – mit Puppen aus.

Sie traten ins Freie. Es war Tag geworden. Ein trüber Tag: der dreizehnte April. Die Gegend ist ohne jeden Reiz: vom Meer angeschwemmtes, flaches Land. Nur in der Ferne Berge, sonst Sumpf und kleine Teiche und Lagunen. Alles feucht. Es regnet zwar gerade nicht. Aber April ist April. Und wenn es in den Reisebüchern auch heißen mag, der italienische April sei schon der nördliche Mai, so kann man dennoch hübsch frieren und naß werden in diesem Land des Frühlings. April, das ist das Klima der Überraschungen. Ja, daran hat es Hans und Jenny seit gestern nacht um elf Uhr nicht gefehlt.

Der Wirt führt sie zum Posthalter durchs Dorf. Seine zwei verlumpten Kinder, die Jenny so empfindlich in ihrem Puppenglück gestört haben, laufen mit ihnen und schreien: »Pagliacci, Commedianti.« Sie halten die Herrschaften für Zirkuskünstler. Die Mutter hat es ihnen gesagt, und die Mutter weiß es natürlich genau.

»Was schreien sie denn?« fragt Hans.

»Sie halten dich für einen Clown«, wütet Jenny.

»Weiß Gott«, stöhnt Hans aus tiefer Brust, »du hast mich wirklich zum Narren gemacht und als Hanswurst engagiert.«

Im Dorf schauen die Leute neugierig aus den Türen nach den fremden Gästen. Die Häuser sind halb verfallen. Auch am hellen Tag sieht alles wie im ›Rigoletto‹ vor der Mordtat aus.

Der Postmeister ist von einem Kind schon avisiert. Er kommt dem Paar aus einer Scheune entgegen, an deren Schloß er gehämmert hat. Er ist ein schweigsamer Bauer, ein Riese mit einem breiten braunen Bart.

»Ja«, sagt er feierlich, »zum Telephon!«

Sie treten in ein einstöckiges Steinhaus ohne Verputz auf den rauhen Mauern. Es ist ein muffige Stube. Auf dem Tisch steht vom Frühstück her ein ausgegessener Suppenteller mit dem Löffel, und daneben liegt ein Rest von grobem Brot. Ein Stehpult am Fenster mit Abreißkalender und Briefwaage bezeichnet einzig und allein das Postbureau.

Jenny erzählt und freut sich ihrer großen Kunst, die Leute mit sich aufzuregen. Der mächtige Postmann regt sich aber gar nicht auf. Er hört ausgezeichnet zu; er läßt sich die Autopapiere zeigen; er fragt intelligent nach der Chiffre des Wagens. Es ist eine Pariser Nummer. Mit Runzelstirne fragt er: »Francesi?« Franzosen hat er nicht gern, vom Krieg her. »Nein, Danese«, sagt Jenny. Von Hansens Deutschtum sagt sie nichts. Sie zückt den dänischen Paß und nennt ihren Namen: Jenny Alden-de Montujo. Er ist Jennys Stolz, dieser Name aus zwei Erdteilen, mit dem angehängten Adelsstolz ihrer Mama aus Panama.

Der Postmeister hat den schweren Namen nicht verstanden; aber er liest sehr langsam und bedächtig die ersten vier Seiten des Passes vollständig durch. Dann sagt der Riese mit der Baßstimme: »Benissimo!«, rückt zwei Stühle her und

classtests.com

läßt die beiden endlich sitzen. Er telephoniert mit großer Langsamkeit und Ruhe, aber mit vollster Beherrschung der soeben empfangenen Berichte in allen Einzelheiten, zuerst einmal auf das Stadthaus in Viareggio und dann auf die Polizei in Pisa.

Jenny braucht kein Wort der Ergänzung. Sie hat Zeit, sich mit Lippenrot und Brauenstift und einer dicken, braunen Puderquaste ein neues Antlitz aufzumalen, eine Jugendmaske, ein Frühlingsgesicht. Bei Gott, auch der April gibt soeben ein kleines bißchen Sonne her. Ein Strahl kommt durchs Fenster in die dämmerige Stube.

Da muß der Riese doch noch etwas fragen: »Wie heißt der Herr, der Ihnen da angeblich den Wagen gestohlen hat?«

»Angeblich? – Graf Cadulescu.« Jenny schreibt's ihm auf den Rand einer Zeitung.

»Graf?« fragt der Mann, schüttelt den Kopfüber die Herrenklasse und gibt langsam seinen Bericht weiter, bis er schließlich einhängt. »Va bene.« Aber er sagt, sie sollen in Pisa noch persönlich auf die Polizei.

»Wie kommen wir aber nach Pisa?«

Um acht Uhr fahre das Brotauto von Viareggio hier durch, antwortet der Posthalter. Der Wagenführer würde sie gegen ein Trinkgeld sicher mitnehmen, auch den Koffer. Eine halbe Stunde sei es ja nur bis Pisa, mit den Aufenthalten des Brotmannes. In Pisa gebe es dann jede Art von Beförderung.

Was das Telephon koste? fragt Jenny.

»Niente, nichts, geht auf Amtskosten.«

Jenny will ihm zehn Lire geben.

»Niente.« Er winkt ab, ohne Höflichkeit und auch ohne Verletztheit. Er nickt nur mit dem Kopf.

Jenny will ihm ihr Händchen reichen.

Der Posthalter übersieht es starr. Die Hand gibt er ihr nicht.

Warum? Ja warum denn nur? Warum nicht die Hand? Jenny sieht fragend nach Hans hin. Der aber starrt verlegen zu Boden. Sie fühlen sich beschämt – gedemütigt durch die Distanz und Ruhe des braven Mannes. Da steht man im dreckigen Frack vor einem Bauer und Posthalter, der wie ein Fürst gerade steht und seine Sache macht, ohne Ansehen der Person. Und sie sind – ja, was sind sie denn dagegen?

Hans fällt ein Wort ein, das sonst immer nur in Büchern steht und nie gesprochen wird: ›Fahrendes Volk!‹ Ja, das ist es. Fehlt nur noch der grüne Wagen. Fahrende Puppenspieler, aber mit Anspruch auf Kapital im Hintergrund! Herrenklasse – aber verfahren, sehr verfahren . . . Das denkt aber nur Hans. Jenny denkt so etwas nicht. Noch nicht.

Sie zahlen den Wirt. Der will pro Person für seinen Glühwermut nicht weniger als zehn Lire. Eine Art Nachttaxe, gewiß. Also dreimal zehn Lire. Denn den entwichenen ›Gatten‹ rechnet er mit zu der Partie. Jenny regt sich mächtig auf. Nein, sie gebe nur zwanzig; das sei schon zehnmal überzahlt. Die herumstehenden Einwohner von Torrevecchio scheinen das übrigens auch zu finden. Der Wirt bedankt sich trotz der Feilscherei sehr höflich für die zwanzig. Er ist von ganzer Seele nichts als Wirt. Er ist kein Mann wie der Posthalter.

Da rollt das Brotauto an. Der Wirt informiert den Fahrer, einen jungen Menschen mit Ledergamaschen. Der lacht sich eins im Anblick der bunten Herrschaften. Aber es gibt ein Trinkgeld. Gut, wird gemacht. Schon ist der Koffer drinnen. Jenny und Hans dürfen sich auf den überdachten Bock setzen. Da versteckt man sich wie in einem Häuschen. Der ›grüne Wagen‹ ist also auch schon da. Hans hat den Mantel hoch geschlossen. Nur den Frack nicht zeigen! Es liegt ein gewisser Widerspruch zwischen dem Frack und dem Brotwagen. Fahrendes Volk! denkt Hans nochmals. Auch ist sein Frack dreckig, während die Montur des jungen Fahrers blitzsauber mit den Messingknöpfen in der Sonne blinkt. Nur aus dem Frack heraus! Und in Pisa sofort auf die Polizei. Dann nächster Zug: Florenz. Ha, hoffentlich reicht das Bargeld.

Hans zählt: »Wir haben jetzt noch achtundvierzig Lire, sechzig Centesimi.«

Jenny rechnet: »Fünf Lire als Trinkgeld für den Fahrer; dann später einen Kaffee, vielleicht, wenn's reicht . . . Na, es bleiben dann vorläufig mal noch dreiundvierzig Lire, sechzig Centesimi.« So genau hat sie in ihrem ganzen Leben nie ihre Kasse gekannt. »Hoffentlich reicht's noch für dritte Klasse. Ist ja nicht weit nach Florenz. Dann gehen wir subito zu Molina. Der nimmt uns ja in die offenen Arme. Jonny, mein Herz, bist du nicht glücklich? Sehr glücklich? Überglücklich?«

»Ja, wenn ich nur nicht im Frack wäre . . .« Hans drückt sich tiefer in die Ecke des Wagenbocks. Draußen lärmen und lachen die Dorfkinder.

»Ach, sei nicht blöd und sentimental« – und sie küßt ihn aufs Ohr. »Heut nachmittag lassen wir in Florenz gleich einen fabelhaften Sakko machen. Weißt du, einen karierten . . .«

classtests.com

»Ach, es ist nicht nur der Frack«, seufzt Hans melancholisch. Seine linke Braue zieht sich wehmütig hoch, und die Stirnseite bekommt eine nachdenkliche Falte. Sein feines Gesicht erhält etwas vom traurigen Pierrot: ein Clown mit Kummer. »Ach, es ist überhaupt . . . es sind nicht nur die Kleider . . .«, murmelt er vor sich hin.

Da rollt der schwere Brotwagen los. Die Kinder winken schreiend. Der dicke Wirt verbeugt sich.

Der Postmeister aber rüttelt schon längst wieder am Schloß seiner Scheune und repariert etwas. Er dreht sich nicht einmal um, obschon er die Abfahrt hören muß.

»Sie sind doch ein Zirkus«, wiederholt die Frau des Wirts zum Abschied.

Es hottert und poltert. Hans und Jenny sitzen Arm in Arm. Der Horizont wird klar. Man sieht nur Ebene, öde Ebene. Aber eine Stadt in der Ferne, wie ein Spielzeug. »Da sieh mal dort«, ruft Jenny höchst interessiert, »ganz weit, das schräge Ding. Kurios!« Sie stupft den Fahrer an und will Auskunft.

»La torre pendente di Pisa«, sagt der Mann.

Da springt Jenny hoch vor Freude: »Natürlich in Pisa – das habe ich ja ganz vergessen – denk dir Hans, das Glück: wir fahren auf den schiefen Turm von Pisa!«

Hans schaut nicht auf; er sagt nur vor sich hin: »Ich schäme mich.«

Flucht nach oben

Seit neun Uhr vormittags saß Hans mit Jenny auf dem schiefen Turm von Pisa. Zwei Stunden bald. Die Sonne brannte wie im nördlichen Sommer vom blauesten Himmel. Und nun warteten sie auf die Bahn und hockten zusammengekuschelt wahrhaftig auf dem zweitobersten Geschoß des schiefen Turmes . . . Ja, des schiefen Turmes.

Wo sollten sie auch hin? Jenny im Pelz mit dem breiten rosa Seidenstreifen am hellen Tag! Hans im matten Zylinder, in Lackschuhen und Frack, verknittert und von oben bis unten mit Kot bespritzt! Die Kinder Pisas liefen ihnen nach. Der Brotwagen hatte sie zur Bahn gebracht, wo Jennys Handkoffer ins Depot geschafft wurde. Dann gab sie die fünf Lire Trinkgeld an den Brot-Chauffeur. Dazu kamen, als enorme Ausgabe, die Billette dritter Klasse Personenzug Florenz – macht zweimal fünfzehn Lire, siebzig Centesimi, in Summa 31.40. Bleiben als Rest zwölf Lire, zwanzig Centesimi. Das ist das Ende.

Gegenüber dem Bahnhof ist die Filiale der Banca d'Italia. Der untersetzte Herr am Schalter betrachtet Jenny und ihr Scheckbuch durch seinen schwarzgeränderten Kneifer mit besonderer Vorsicht. Man könne leider, sagt er, nicht sofort auszahlen. Man müsse leider an das Hauptbureau in Firenze telephonieren. Leider – er sagt immer: leider. Vor dem Nachmittag sei leider ein Bescheid unmöglich zu erwarten. Man bedaure. Aber um vier Uhr oder morgen früh, da werde man ganz sicher so einen guten Scheck einlösen. Wie gesagt aber: für den Moment müsse er leider bedauern . . . Leider! Und der Herr rückte an seinem Zwickerschnürchen und sah die beiden nicht mehr an.

Also das ging nicht mit der Bank. Sie fragen sich nach der Questura durch und gehen dort zur Fremdenpolizei. Bringen ihre Sache mit dem gestohlenen Auto vor und zeigen die Papiere. Jenny lächelt alle Beamten an, die aber der Eleganz des Paares mit einiger Verblüffung gegenüberstehen. Sie sind auch nicht empfänglich für Koketterie am Vormittag von acht bis neun. Ja, der Bericht von Torrevecchio liege vor. Es sei auch telegraphiert worden, nach Genua, Florenz und Mailand; von dort her würden auch die Grenzen avisiert. Oh, die italienische Polizei würde es schon machen. Ganz sicher sei es ja nicht, daß man ihn kriege, den Wagen. Denn der Räuber würde natürlich die Nummer fälschen. Aber ziemlich sicher werde man ihn fassen; ziemlich sicher. Die Beamten sind nicht unhöflich; denn ein noch so verdächtiger Zylinder verpflichtet in jedem Falle zu einem feinen Ton. Aber sie reden mit einer so beamtenhaften Sachlichkeit und Vorsicht, wie zu Leuten, denen man nicht gerade alles glauben muß. Eine Dame im Abendkleid und ein matter Zylinder vormittags um halb neun in einem Polizeibureau in Pisa – das ist nun einmal keine moralische Empfehlung.

Jennys muntere Reden wurden lahmer; sie fühlt sich machtlos und ohne Glanz. Sie wird bei Gott ein bißchen angesteckt von Hansens melancholischer Gedrücktheit – von seiner oft gerügten ›Sentimentalität‹. Sie hat auch nicht genügend Bargeld im Täschchen, keinen Mammon, keinen Betriebsstoff für das Selbstgefühl. Der Götze fehlt, der ihr sonst diesen ewig lachenden Mut zum Leichtsinn liefert. Sie spürte es schon auf der Bank. Ja, schon früher, als sie dem Brotwagenmann das Trinkgeld gab. Der Junge dankte nämlich nicht, und sagte nicht einmal Addio. Fünf Lire – gewiß, es ist nicht zu wenig, das heißt für ordentliche Leute. Aber von so außerordentlichen Menschen in Frack und Seidentoilette erwartet man eben mehr, mindestens das Doppelte. Jenny merkt genau: die Macht liegt nicht allein in ihren schönen Augen. Denn die schönen Augen, ach Gott, sind vielleicht nicht mehr jung genug zur Macht. Ihre

classtests.com

Puppen, ja, die merken es nicht, über die bleibt ihr die Gewalt; ja und die bleiben ewig jung . . . die sind halt nicht lebendig. Doch ihr Jonny, der ist lebendig und jung. Ob er es merkt, das mit den Augen? So grübelt Jenny.

Der Polizeimann entreißt sie ihrer Betrachtung: »Ist erledigt, wird alles gemacht«, und er entläßt sie mit einem kaum merklichen Ruck des geschorenen Kopfes. Sie schleichen geduckt und gedrückt wortlos davon, hinaus aus den strengen, steinernen Korridoren der Quästur, in die Luft, auf die Straße.

Da schwirren die Kinder Pisas schon heran und schreien wieder. Das Paar flüchtet ins Portal zurück. Sollen sie einen Wagen nehmen? Aber das kostet vielleicht mehr, als was sie in der Tasche haben. Wer kennt die Taxipreise, wenn man selber einen Wagen hat – und jetzt allerdings nicht mehr hat. Und dann wohin? Der Personenzug fährt erst um 12 Uhr 32. Noch dreieinhalb Stunden müssen irgendwie und irgendwo verwartet werden. Im Bahnhofwartesaal werden sie angestarrt wie Meerwunder, und offen oder heimlich ausgelacht. Also, es gibt nur den Weg ins Freie, vor die Stadt, die ja nicht groß ist. Man muß spazieren. Spazieren ist ein Gebot der Not. Zwar bis man ins Grüne kommt, muß man Spießruten laufen. Nur nicht auf der großen Via Santa Maria. Man eilt am besten rasch, prestissimo, durch diese schmalen Sträßchen, die sich rechts da öffnen; einfach geradeaus, bis die Stadt eben aufhört. Hinaus aus dem Portal! Abstoßen wie die Schiffer in den Strudel.

Sofort trubeln die Kinder nach. In den Gäßchen fällt das bunte Paar noch greller auf als auf der Hauptstraße. Aus den kleinen Läden rufen ihnen die Leute Worte nach, die sie zum Glück gar nicht verstehen. Sie blicken nicht rechts und blicken nicht links. Die Kinder johlen und einige halten die Hand zum Betteln hin. Ein finsterer Polizeimann winkt ihnen drohend zu; denn das dürfen sie nicht. Aber sie folgen weiter dem Paar.

»Ei verflucht«, jammert Hans, »diese Babies bringen mich um.«

»Nur 'raus ins Grüne, schnell«, zischt Jenny, »aber da vorne, Gott sei Dank, wird es schon weit und heller. Dort sind wir sie los.« Sie eilen am erzbischöflichen Palast vorbei. Links öffnet sich ein freier Platz.

Mitten im Laufen halten sie ein. Für einen Augenblick vergessen sie selbst ihre lächerliche Situation und ihre Flucht. Ein Weltwunder – es ist nichts Geringeres – vermag sie aufzuhalten. Ein grandioser Anblick tut sich auf: es ist der Domplatz. Wahrhaftig, ein Weltwunder! Grüner weiter Rasen. Darauf wie Riesenspielzeug hingesetzt die himmelhohe Kuppelkathedrale, der wuchtige Zylinder des Baptisteriums; und da, vor ihnen, über ihnen – der weltberühmte Turm von Pisa.

Piazza del Duomo! schreien die Kinder, jedes ein geborener Fremdenführer. La torre pendente! kreischt es vielstimmig mit Fisteltönen. Der Trupp umkreist sie wie junge Hunde. Die Scham steigt wieder auf in ihren Köpfen.

»Wir flüchten auf den Turm!« ruft Jenny, »das ist die einzige Rettung.«

»Die klettern ja nach, die sind wie Ungeziefer.«

»Nein, denn es kostet wohl Eintritt.«

»Wir haben ja kein Geld«, ruft Hans; aber schon eilt er mit Jenny quer hinüber zum Turm.

Herrlich! Sechs Stockwerke mit runden Säulengalerien aus kolossalem Filigran, und darüber als Abschluß noch ein siebentes Geschoß: ein Turm auf dem Turme. Marmorweiß, ein Spielzeug für Götter und Erzbischöfe. Und er ist schief, bei Gott, er neigt sich vor gegen die Ankommenden. Nicht aus Ehrfurcht, nicht zur Begrüßung. Er will sie erschlagen.

Sie eilen zum Eingang. Der Kustode öffnet das Gitter, denn es ist eben neun Uhr, und sie sind offenbar die allerersten Gäste dieses Tages. Er ist ein kleiner Mann von über sechzig Jahren, mit Orden auf der Jacke und militärisch aufgedrehtem grauem Schnurrbart. »Zwei Lire pro Person«, verlangt das Mädchen an der Kasse. Der Wächter knipst die Billette, schaut die Herrschaften von oben bis unten an und fragt dann schmunzelnd: »Hochzeitsreise?« Sie antworten nicht. Selbst Jenny macht keinen Witz. Zweimal zwei Lire Eintritt – das ist für ihre Kasse nicht mehr lustig. Bleiben acht Lire zwanzig Centesimi. Aber es muß ja sein. Die Schande tötet. Nachmittags hat man wieder Geld; in Florenz legt man seinen Scheck vor bei Cook & Sons oder auf der Banca d'Italia.

Der Wärter schimpft die gröhlenden Kinder aus. Dann lacht er das Paar mit offensichtlicher Belustigung an und weist mit der Hand nach der Treppe. Jenny zieht die Brauen böse zusammen. Da stellt der Kustode sein Grinsen sofort ein. Die meinen es offenbar gar nicht so lustig, wie sie angezogen sind, denkt sich der Wächter. Die Kinder schreien aber weiter: »Commedianti!« Das Paar flüchtet in den Rundgang der Spiralentreppe . . . ist gerettet!

Aber der Wächter flüstert dem Kassenmädchen ein paar hastige Worte zu, deutet erregt auf die kuriosen Reisenden und folgt ihnen mit einigem Abstand sofort nach.

Sie steigen die flachen Stufen empor, sehen nicht zurück in die Welt, die sie ausstieß, und halten zum erstenmal hochatmend an auf dem dritten Geschoß des runden Turmes. Zwischen den Säulen der Galerie erblicken sie in mächtig wuchtender Nähe die Steinmassen des Domes. Schon sind sie auf der Höhe des Daches der Seitenschiffe.

classtests.com

Von da baut es sich weiter hinauf in die spitz zulaufende Kuppel. Es kann einen schwindeln, namentlich bei leerem Magen, mit keinem andern Frühstück als heißem Zuckerwasser mit Wermut di Torino. Hans hat eine Orange im Mantel. Er hat sie einem Kind in Monte abgekauft. Ach so, gestern nacht, da waren wir noch in Monte Carlo, feine Leute – Herrenklasse.

»Du, ich habe eine Orange.«

»Wir essen sie, wenn wir oben sind.«

Der Kustode kommt nach und will zu erklären anfangen. Sie winken ihm brüsk ab, so daß er keineswegs erfreut ist. Aber sie haben innerlich noch nicht die Sammlung, um sich die Wunder von Pisa erläutern zu lassen. Sie sind jetzt keiner Erklärung zugänglich. Sie verstehen sich ja selber nicht. Denn ohne Auto, gepflegte Eleganz und Geld –ja da verzweifelt man so leicht am ganzen Dasein und kennt sich selbst nicht mehr. Man verliert ganz offenbar das Souveräne, das Spielerische, die ewig burschikose Heiterkeit, die stete Lachbereitschaft zum Amüsement – und Puppenspiel mit andern Menschen.

»Nur nicht arm werden!« denkt Hans.

»Nur nicht alt werden!« denkt Jenny.

Sie steigen weiter bis zum obersten Geschoß; es sind im ganzen wohl dreihundert Stufen. Aber sie treten nicht auf die allerhöchste Plattform, sie recken nur die Köpfe über die Aufstiegsöffnung. Denn bei solch leerem Magen und bei solch ausgeleertem Selbstgefühl packt einen der Schwindel vor der gewaltigen Weite der Welt. Sie steigen an zwanzig Stufen hinunter auf das sechste Geschoß: auf jenen freien Rundgang um den Turmzylinder, auf einen olympischen Balkon ohne Überdachung, aber im Rücken immerhin geschützt durch etwas Festes, das nicht freie Luft ist.

Da stehen sie nun und sehen sich nicht an, und schauen auf die mächtigen Baublöcke des Domes und der runden Taufkirche, die man um das uralte achteckige Taufbecken als Umschalung gebaut hat. Alles ist kindlich klar geordnet in diesem Mauerviereck um die grüne Fläche; fast primitiv wie aus dem Steinbaukasten. Es ist so einfach, ist so rein, und dennoch groß und überlegt vom Geist. Sie sehen ihn nicht, den Geist; sie ahnen ihn nur in der ungeheuren Masse. Ein Weltwunder ohne praktischen Sinn und Zweck! Warum denn eigentlich? Keine Pomadefabrik zum Geldverdienen. Kein Geldpalast wie der in Monte Carlo zum Geldgewinnen. Zweckloses Gestein als Denkmal für – Gott. Warum denn Gott? Man versteht das nicht. Was das gekostet haben mag? Und wer hat es bezahlt? Ein Wunder der Willenskräfte, die ein Ziel wollen, das hier auf Erden nicht zu sehen ist. Nicht Fels, nicht Berg, nicht Schöpfung der Natur, sondern Quadersteine, Hunderte von Säulen, Massen, getürmt von Menschenhand – von Menschen . . . wie du, Mensch und Hans – wie du, Mensch und Jenny . . . Ach nein, eben nicht wie Ich und Du . . . nicht wie Hans und Jenny. Man ist verlegen. Man ist betroffen. Man schweigt am besten einige Zeit.

Gestern, ja da hätten sie sofort losgeplappert und alles gleich mit ›fabelhaft‹ und ›zauberhaft‹ ganz laut beschrien. Aber heute, in ihrer beschmutzten Eleganz und ohne Geld, da verschlägt es ihnen irgendwie das Maul. Es denkt etwas in ihnen, was sie nicht denken wollen. Und dennoch: ›Nur nicht arm werden!‹ ist das Thema ihres Kleingefühls. Sie reden also nicht vom fehlenden Geld oder vom Brotchauffeur oder gar vom Posthalter in Torrevecchio, dem Drecknest, das aber immer noch nicht Drecknest genug war, um sie darin vor einen Menschen hinzustellen, der sie ganz ohne jeden bösen Willen demütigen konnte . . . Auch redet man nicht von den Polizisten, die nicht flirten wollten, weil die Dame sich schon viel zu viel Jugend aufgeschminkt hat . . . Weg damit. Man versteckt sich am besten vor solchen allerpeinlichsten Gedanken. Aber es pocht doch unablässig in Jennys Gehirn: ›Nur nicht alt werden!‹

Laut aber sagt sie und bricht das Schweigen mit einer gemachten Unbekümmertheit: »Wunderbar hier oben – und schau, wie tief.« Sie beugt sich weit über das Geländer vor, ein wenig unvorsichtig, und sieht über die schräg überhängende Wand des Turmes direkt in die Tiefe. Mehr als vier Meter ragt die Neigung ins Leere. Sie schaudert . . . da unten ist der Tod. Und dennoch pocht's unablässig im Gehirn: ›Nur nicht alt werden!‹

Da packt sie schroff der Arm des alten Wächters. Der war soeben schnaufend nachgekommen. »Attenzione, das geht nicht!« Der Alte spricht es im Befehlston. »Es sind fünfzig Meter und zwanzig Zentimeter! Wenn man hinunterfällt, dann ist man tot.« Der Wächter hebt einen drohenden Finger. »Das ist verboten! – das geht hier nicht.«

Jenny ist schwer erschrocken über das Anpacken. Was geht hier nicht? denkt sie. Laut aber fragt sie: »Sind denn schon Menschen hinuntergefallen?« Und sie blickt noch einmal vorsichtiger über das Geländer.

»Jawohl, Signora«, sagt der Alte streng. »Es sind sogar schon Menschen hinuntergesprungen, jawohl, Signora – verzweifelte Liebespaare – ganz freiwillig – weil die Eltern nicht wollten – oder weil sie kein Geld hatten, Signora. Aber ich passe auf, Signora!«

»Kein Geld – das ist schlimm«, sagte Jenny.

»Ich bin jetzt einundvierzig Jahre hier im Dienst«, fährt der Alte fort. »Ich habe das achtmal erlebt. Immer junge

classtests.com

Menschen! Bis auf einen alten verrückten Engländer. Dann zwölf Jahre lang geschah nichts mehr. Bis vor vierzehn Tagen, da sprangen zwei junge Leute hinunter; aber sehr arme Leute – poveretti – ein arbeitsloser Schreiner und eine Wirtstochter. Nicht elegant wie Sie und Ihr Signore. Aber es gibt auch Reiche, die nicht glücklich sind.« Und er blickte auf den kotbespritzten Saum des rosa Seidenkleides und auf Hansens schmutzigen Mantel und den Zylinder.

»Waren sie tot?« fragte Jenny.

»Ja, zerbrochen, zerquetscht, und die Köpfe ganz flach.« Der Wächter legte die Handteller flach aufeinander, um anzudeuten, wie furchtbar dünn die Köpfe geworden waren. »Da unten, auf den Platten da, gerade unter der Neigung des Turmes, da lagen sie übers Kreuz. Es war scheußlich . . . und ich verlor beinahe meinen Posten . . . Sie kamen in einen einzigen Sarg . . . Sie waren sehr unglücklich.« Der Wächter machte wieder große, beziehungsvolle Augen, als ob er ein Geheimnis über Hans und Jenny wisse, zeigte mit ausgestrecktem Finger fast feierlich in die Tiefe und hob ihn nochmals warnend hoch. Seine buschigen weißen Augenbrauen zogen sich streng zusammen: »Aber ich passe auf! Signora, ich passe auf!«

Jenny begriff. Sie fühlte sich gescholten wie ein Kind und sagte mit einem scheuen Aufbegehren: »Aber wir sind doch gar nicht unglücklich.«

»Aber Sie sind ein Liebespaar!« entgegnete der Wächter sachlich und schielte wieder auf den beschmutzten Glanz der beiden. »Die Liebe ist verrückt. Ich weiß Bescheid.«

»Ja gewiß, wir sind ein Liebespaar! Das weiß der Himmel.« Sie lachte den Alten plötzlich an mit allen Zähnen, und: »Du, Hans, er hat gemerkt, daß wir ein Liebespaar sind! . . . Du, er glaubt, wir seien unglücklich und könnten uns da hinunterstürzen . . . Du, wir müssen jetzt furchtbar glücklich tun, damit er uns endlich allein läßt . . . Komm!« Und sie sprang Hans an den Hals und schauspielerte einen siebzehnjährigen Backfisch vor. »Du, wir verspeisen jetzt die Orange, dann sieht er gleich, daß wir essen und nicht sterben wollen. Man ißt doch keine Südfrüchte vor dem Tod.«

Hans lachte mit, obschon er innerlich für diese heitere Liebesszene noch nicht so ganz bereit war. Er zog die Orange aus dem Mantel.

»Hast du ein Messer?«

Hans verneint.

Da bittet Jenny den Kustoden. »Un coltello?«

»Wozu ein Messer?« erschrickt der Alte. Wieder hebt er mit drohendem Argwohn seinen langen, knöchernen Zeigefinger. »Ein Messer? Das gefällt mir gar nicht . . . Was wollen Sie denn, bitte sehr, mit einem Messer tun?«

»Nur fürs Obst, my dear old Daddy«, witzelt Jenny und hält ihm die Orange unter die Nase. »Allerdings – es ist eine Blutorange!«

Langsam begreift der Wächter. Und sein Gewissen erlaubt ihm endlich, das gefährliche Instrument aus seiner Tasche hervorzuholen und es mit einer kleinen, stummen Reverenz der Dame zu überreichen. Es ist ein winziges Federmesserchen.

Jenny amüsiert sich prachtvoll über die Angst dieser wahrhaft vollkommenen Aufsichtsbehörde. Sie schneidet die Frucht, schält sie umständlich, und plappert weiter. »Du Hans, er hat geglaubt, daß wir uns mit seinem lächerlichen Dingsda von Schwert – an Stelle des amtlich verbotenen Absturzes vom schiefen Turm – erstechen wollten; mitten ins Herz!« . . . In Jennys Seele geht es wieder hoch. Spaß muß sein in dieser Welt.

Der Wächter beruhigt sich endlich über die ›Selbstmörder‹. Nein, vor dem Tode schält man keine Orangen mit solcher Finesse und macht sich keine gelbe Blume aus der Schale, wie Jenny es eben tut. Das sind verrückte Reiche. Die reisen zum Spaß im Zylinder . . .

Jenny gibt ihm das Messer zurück. »Wir müssen ihm natürlich ein Trinkgeld geben.«

»Ei verflucht!« knurrt Hans und holt langsam zwei Lire aus der Weste.

Der Mann nimmt und dankt. »Ich komme wieder. Ich erkläre Ihnen dann noch ganz genau die Aussicht. Vorläufig: das da ist der Dom. Aber das wissen Sie wohl. Dort drüben hinter der hohen Mauer, das ist der weltberühmte Campo Santo für die Toten. Da vorne das Runde, das ist das Battistero für die Lebendigen. Da werden die Kinder getauft, damit sie eine Seele bekommen, die Neugeborenen, ja, ja . . . A rivederla.« Er grüßt militärisch und verschwindet im Treppenaufgang.

classtests.com

»Wir haben noch 6 Lire 20 Centesimi«, sagt Hans sinnend vor sich hin.

»Das ist ganz gleich, denn wir lieben uns. Heute nachmittag haben wir wieder Geld und abends wieder Liebe.«

Sie kauern sich auf den Boden nieder, eines neben das andere, sehen zur Taufkirche hinüber und essen langsam die Orange, Schnittchen für Schnittchen.

»Damit sie eine Seele bekommen . . . hat der Mann gesagt, da drüben in der Taufkirche – zu komisch«, findet Jenny. »Jeder Mensch hat doch ganz sowieso eine Seele.«

Hans aber fragt scheinbar sehr unvermittelt – und dennoch ahnen wir, warum er fragt: »Sag, Jenny, warum spielst du eigentlich mit Puppen?«

»Wie kommst du jetzt auf Puppen?« Jenny hebt überrascht und ärgerlich den Kopf. »Puppen ärgern einen nicht wie du.«

»Weil sie halt keine Menschen sind. Sonst würden sie dich ärgern.«

»Es gibt auch Kavaliere, die mich nicht ärgern«, entgegnet Jenny spitz.

»Und weil sie tot sind«, fährt Hans in seiner Begründung von den Puppen fort.

»Die Kavaliere sind doch nicht tot, du Esel.«

»Aber es kommt für dich auf das gleiche heraus – mit deiner Puppenspielerei mit Menschen und Rumänen. Du schläfst ja nicht einmal mit ihnen, aus Heidenangst, es könnte einmal eine lebendige Puppe daraus werden, die auch mal schreit, wenn du dich drüber ärgerst – wie jetzt über mich. Ein Mensch ist eben keine Puppe . . .«

»Ach so, du meinst die Puppen . . .« Jenny ist ganz verwirrt ob Hansens Doppelsinnigkeiten. »Nein, Hans, die liebe ich wie meine Kinder . . . Die Klara mit dem blauen Schlauf, du weißt, das ist mein Lieblingskind. Mit der wird jede Nacht gebetet; und mit Billy . . .«

»Hat dich deine Mutter auch so geliebt? Du hast ihr doch sicher nicht so stumm pariert wie dir deine Klara oder dein Billy?«

»Meine Mutter ist lustig, aber böse. Wir sind immer im Streit, wenn wir zusammen reisen.«

»Sie ist halt keine Puppe. Sie ist halt auch ein Mensch.«

»Wenn ich ein richtiges Kind hätte, das würde es besser bei mir haben – als ich bei meiner Mutter.«

»Ach was«, sagt Hans, »was sollen wir mit Kindern machen, wir von der Herrenklasse, wie du immer sagst. Denk dir ich wäre Vater, einfach lächerlich. Aber du als Frau – warum hast du denn nicht geheiratet – und hast ein Kind?«

»Weil ich . . .«, sie stockte in der Rede, fing aber nochmals an, »weil ich bis jetzt zu jung war.«

»Zu jung? . . .«

Hans wagte nicht ihre Jugend zu bezweifeln. Er war im Grunde zart und seine Seele hatte Takt. Doch meinte er mit einem fast sarkastischen Lächeln seines Pierrotgesichts: »Was mich betrifft – ich bin auf jeden Fall schon alt genug dafür.«

»Wieso?« fragt Jenny, und merkt in keiner Weise den indirekten Vorwurf. »Du, Hans, wir beide können schließlich doch ein Kind haben, wenn wir bald heiraten und es so blaue Augen kriegt wie du; und deine fabelhafte Frackfigur dazu. Natürlich ein Knabe.«

Hans dachte nach. »Wenn er mal groß wird und einen Frack trägt, dann wirst du sofort eifersüchtig sein und verleidest ihm das ganze Leben – wenn er dich ärgert.«

»Ach, dann bin ich alt. Lieber möchte ich vorher sterben . . .« Sie stand auf und beugte sich wieder über das Geländer vor: »Ja, ja – wer da hinunterfällt, ist hin.« Sie wirft die Orangenschale vom Turm und guckt ihr nach. »Scheußlich tief.«

Hans zieht an seiner deformierten Frackkrawatte, um sie in annehmbare Form zu bringen, und scherzt trübsinnig: »Unkraut verdirbt nicht. Ich auch nicht. Und du auch nicht, Jenny. Du fällst auf keinen Fall hinunter; dafür bist du noch viel zu jung – viel zu jung – und mußt auch deiner Familie erhalten werden, du Puppenfee und Puppenmutter.«

»Fee–ja das ist nett. Aber Mutter – das tönt so banal, wie wenn man ein Säugetier wäre. Du mußt schon Puppenmama sagen. Mama klingt weniger wichtig.«

»Und wie tönt Vater?« fragt Hans, indem er auf den Marmorboden starrt. Und seine Stimme klingt nach einer bei ihm ungewohnten, fernen Ironie.

classtests.com

»Nun – Vater, das geht viel eher. Der hat auch nicht so viel zu tun damit. Und übrigens: zu ›Vater‹ gehört auch ›Kind‹.«

»Wohl möglich«, sagt Hans. Sein Gesicht wird ernst; sein Lächeln hintergründig. »Sieh mal, Jenny« – er steckt die Hand in die Tasche, zieht sein Portemonnaie heraus, entnimmt ihm ein kleines silbernes Medaillon, öffnet es und hält es vor Jennys Augen hin.

Sie reißt ihm das Bildchen aus der Hand: »Was ist das für ein Kind?« ruft sie heftig. Es ist der Kopf eines auffallend schönen, etwa zehnjährigen Knaben.

Ihre raschen Augen vergleichen sofort mit Hansens Gesicht. »Ist es dein Bruder? Er sieht genau so aus wie du.«

»Nein, Jenny«, sagt Hans mit einer vielsagenden Langsamkeit im Ton, »du kannst dir jetzt eins lachen . . . es ist . . . mein Sohn.«

»Dein Sohn?« Jenny springt auf. »Da warst du ja – du bist jetzt achtundzwanzig, gehst ins neunundzwanzigste – da warst du ja – um Gottes willen – mit neunzehn Jahren Vater?« Sie muß sich wieder setzen. Eifersucht kocht in ihr auf. »Von wem ist dieses Kind?«

Hans steigt zurück in eine ferne Erinnerung, die ihn nur selten ankommt, und erzählt.

Von einem Dienstmädchen war das Kind. Es stand im Dienst bei Hansens Freunde Molina, dessen Vater ja Konsul in München gewesen war. Das blutjunge neunzehnjährige Ding, genau so alt wie der Primanervater, war völlig unerfahren und merkte erst im vierten Monat, wie's mit ihm stand. Dann kam Molinas Mutter hinter die Sache; aber das Mädchen verriet den Knaben-Vater nicht, und fuhr heim zu seinen Eltern, Bauern in Schwanau. Nur der junge Molina kannte die Vaterschaft und fand sie ärgerlich. Auch Hansens Mutter erfuhr es bald. Denn er hielt es nicht aus, vor ihr zu schweigen. Seine Seele war zart, und die Mutter war sein Gewissen. Nach ihres Mannes Tode, eines höheren Beamten im Ministerium, wurde Hans ihr Schmerzenskind; und so streng sie war in ihren erzieherischen Forderungen, so verzieh sie ihm doch jeden Leichtsinn. Und ihr mußte er das Unglück beichten. Sie wollte auch sofort dem armen Mädchen helfen. Damals war die Mama noch wohlhabend, damals. »Und dann haben wir in der Familie ja das ›Herz fürs Volk‹ und den ›Hang für kleine Leute‹, wie du immer spottest, Jenny – aus der Distanz der Herrenklasse.«

Ach, Hans hatte das Mädchen geliebt . . . Sie hieß Kreszenz. Trotz aller Angst wollte er zu ihren Eltern nach Schwanau fahren und gegen Kreszenz' Willen sich als Vater bekennen; oder gar mit ihr flüchten, nur um sie nicht zu verlieren. Aber dann wäre er vor der Matura von der Schule geflogen; und diese Bauern, was hätten die von ihm gedacht und verlangt. Die Mutter war ratlos wie er. Zwei Monate nach der Geburt schrieb ihm die Kreszenz heimlich, es sei ein Junge. Auch müsse sie bald heiraten, einen entfernten Vetter. Aber sie werde vorher noch einmal nach München kommen. Sie wolle Frau Molina, den Pfarrer Hofer und den Spitalprofessor noch einmal besuchen. Aber sie komme doch eigentlich nur wegen ihm . . . wegen ihrem Hans.

Nach einem Jahr sei Kreszenz wirklich gekommen. Bei Hansens Mutter hätten sie Kaffee getrunken, und man habe über das Kind gesprochen. Nur Kreszenz selber sagte vor Schüchternheit kein Wort. Als man erwog, später einmal den Vater zu nennen, wurde sie plötzlich heftig und schrie: »Nein, nein, sonst muß es weg in eine Anstalt oder auf eine Schule, und ich habe dann sonst nichts mehr von dir, Hans.« Aber eine gute Schule sei doch ein Glück für das Kind, warf man ein. »Ja, wenn ich tot bin.« Die Mama sagte: »Aber Kreszenz, Sie wollen jetzt doch heiraten.«

»Ja schon«, antwortete Kreszenz, und aus ihrem blonden Kindergesicht weinte es so herzerbärmlich, daß sie den Kopf auf den Tisch legen mußte. Die Mama wollte ihr Geld geben und ein geheimes Sparbüchelchen für das Kind anlegen. Aber sie rief immer »Nein«, stand dann auf und holte wortlos schluchzend ihren Mantel . . .

»Ich brachte sie zur Bahn«, fuhr Hans leise fort, während Jenny mit aufmerksamen Ohren hörte und vor Erregung ihr kleines Taschentuch zerbiß. »Auf dem Bahnhof hat sie mich noch ganz wild umfaßt und meine Hände so fest gepackt, daß sich die Nägel einbohrten und, ohne an die Leute zu denken, mich immer wieder geküßt. Sie hat kein Wort gesprochen. Nicht eines außer meinem Namen, immer wieder. Dann riß sie sich schnell los und stieg in den Wagen. Aber schon vor der nächsten Station – wir erfuhren es erst acht Tage später von Frau Molina – da sprang sie aus dem fahrenden Zug . . . Ich habe sie noch im Spital besucht, aber es waren ganz schwere Schädelbrüche. Und sie kam nicht mehr ins Bewußtsein. Ach, ich sehe sie noch, das bißchen weißes Gesicht, soweit es die Bandagen frei ließen . . . wirklich wie ein Engel, glaub mir's, Jenny. Ach, ich dachte damals als dummer Junge, ich könnte nicht mehr weiterleben . . . Ja«, seufzte Hans, »ich bin ein lächerlicher Vater . . .«

»Und das Kind?« fragt Jenny in größter Spannung. »Wie heißt es? Wo lebt es?«

»Es heißt wie ich. Für die kleine Kreszenz konnte es natürlich nur Hans heißen, nach seinem Lümmel von Vater . . . Meine Mutter hatte dann ihren Eltern geschrieben. Nach ihrem Tod konnte man es wagen. Sie hat das Kind in ein

classtests.com

Heim nach München gebracht und sie besucht es dreimal die Woche . . . Und seit ich durchs Examen fiel . . . und als dann, na du weißt ja, mein jetziges mondänes Leben anfing . . . und ich nicht mehr bei meiner Mutter wohnen wollte – nun, da dachte sie in ihrer Einsamkeit sogar eine Zeitlang daran, es ganz zu sich zu nehmen. Sie lebt ja jetzt außerhalb von München . . . Sie tat es dann doch nicht; sie fürchtete das Geschwätz der Leute. Aber sie sorgt sich immer um sein Wohlergehen und der kleine Hans bleibt sozusagen ein Ersatz für . . . ja lach du nur . . . für den verlorenen Sohn.«

Er hielt inne, steckte sich eine Zigarette an und sagte nach einer Pause, ohne Jenny anzublicken: »Jetzt hältst du mich wieder für sentimental.«

Jenny lachte ausnahmsweise einmal nicht. Sie hatte das Medaillon nicht aus der Hand gelassen. »Süß ist es, süß wie mein Teddy, mein Puppenboy. Weißt du, der in Dunkelrot mit den Goldborten.«

»Ist aber halt lebendig und ein Mensch.«

»Ja, ein kleiner Hans wie du, nur noch viel niedlicher. Ein kleiner Jonny.« Sie packte ihn bei der Hand. »Du, wir heiraten also ja richtig, und dann adoptieren wir ihn.«

»Und meine Mutter? Die ist nicht so einfach.«

»Die ist doch froh, wenn du eine gute Partie machst und endlich in feste Hände kommst. Alle Mütter sind so – wenn viel Geld da ist.«

»Ja, hast du denn feste Hände, Jenny?« Hans lächelte. »Denn du triffst ja immer wieder einen rumänischen Grafen oder einen Revolutionär, und wenn du dann nicht meinen Autoschlüssel brauchst zur Flucht – dann wirst du wieder polygam.«

»Ach was«, winkt Jenny ab. »So lange man einen Mann so richtig liebt, wird man nicht polygam. Der Rumäne? Pah! Beweis: Hier ist der Autoschlüssel.«

Sie kramte ihn wahrhaftig aus dem Täschchen. »Ich hatte ihn ja gar nicht verloren. Ich log nur so, um einen Grund zu haben, daß du mit mußtest auf die Flucht. Weil ich dich wollte, Jonny-Boy. Flirt ist noch lange nicht Polygamie, du Kindskopf.«

»Das gilt aber nur für dich. Denn wenn der Kindskopf mit blonden Lilys nur auf einem Sofa sitzt, dann ist's bei dir ja gleich schon Exhibi . . .«

Sie schließt ihm den Mund mit der Hand: »Aber jetzt haben wir ja ein Kind! Das bindet; das macht uns solid – und wir spielen mal Papa und Mama und führen ein Familienleben.«

»In Monte Carlo – mit Weib und Kind?«

»Nein, Monte lenkt zu viel ab von der Familie. Es ist nicht intim. Aber in Kopenhagen, wo ich her bin; oder vielleicht gerade in München, wo du her bist, da mieten wir eine Villa. Und der Kleine kriegt einen eigenen Sportwagen . . . und ein eigenes Scheckbuch . . . und ein . . .«

»Das hat noch Zeit«, winkt Hans nervös ab. »Vorläufig sitzen wir jetzt ohne Geld, und dreckig und hungrig wie das internationale Proletariat, hier oben auf dem schiefen Turm von Pisa.«

Der Götterbote

Es war gegen elf. Die ersten zahlenden Besucher des Turms wurden in den unteren Geschossen hörbar. Der alte Wächter tauchte empor, sagte mit Handbewegung auf die Gegend: »Bella vista«, und führte einen großen Herrn und eine kleine Dame auf die Rundterrasse. Es war – man merkte es an ihrer Art des Schweigens – ganz offenbar ein Ehepaar, das zuerst einen verwunderten Blick auf die übernächtigen am Boden kauernden Gestalten warf, und sich dann wortlos die Aussicht erklären ließ. Hans und Jenny beachteten die Leute kaum, und hörten auch der Rede des Wächters nicht zu, so streng sie der Alte mit Blicken zur Aufmerksamkeit aufforderte. Aber sie verspürten einen wütenden Hunger in ihren leeren Eingeweiden. Orangen nähren wenig.

»Wie kommen wir nur wieder herunter?« fragte Jenny.

»Entsetzlich, wenn uns die Kinder wieder hochnehmen. Die halten uns für Zirkuspack.«

»Nun, in Florenz sind wir schnell wieder fein.«

»Aber bis Florenz ist es noch zum Verzweifeln. Wieviel haben wir denn noch? Ich meine Geld. Reicht's vielleicht doch für einen Wagen? Es ist wohl gar nicht so weit zum Bahnhof.«

classtests.com

Sie ziehen ihre Portemonnaies, suchen die Nickelstücke zusammen und gruppieren sie zu kleinen Säulchen auf dem Marmorboden. Das elende Geld klimpert erbärmlich auf dem edlen Stein. Daneben steht Hansens Zylinder.

Hans sagt: »Ich habe noch 1.40.«

Jenny sagt: »Und ich 4.80.«

Die Szene sieht sehr kläglich und blamabel aus für so mondäne Menschen aus der Herrenklasse. Und jetzt muß eben gerade auch der Wächter mit dem Ehepaar erscheinen, rechts um die Rundung herum. Der Herr spricht deutsch zu seiner Frau.

»Ei verflucht, die haben alles gehört von unserer Pleite«, flüstert Hans. Jenny rückt rasch, wenn auch zu spät, Hansens Zylinder über die Nickeltürmchen. Aber der deutsche Herr sieht gerade noch die hastige Bewegung und kann ein Lächeln nicht verbergen. Der geschweifte Zylinder schaukelt tiefsinnig über den Ruinen der Reisekasse.

Der Herr ist ein stattlicher Mann an die vierzig: bartlos, dunkel, mit ausdrucksvoller Nase, die mit den Flügeln manches zu wittern scheint. Er trägt auch einen dicken Bambusstock, sei's zur Bekräftigung seines Wesens, sei's nur zum Spiel der Hand. Er hat einen weiten, flatterigen, braunkarierten Anzug an – oh, wie ihn Hans in seinem Frack darum beneidet! Die kleine, blonde Frau mag fünf oder sechs Jahre jünger sein als er. Sie spricht nicht viel, bewegt sich aber rasch und schaut mit staunenden Augen wie ein Kind. Beinahe ängstlich blickt sie von der Seite auf die vollkommen deplacierte Eleganz auf Pisas schiefem Turme. Jenny spürt, daß ihre peinliche und leider gar zu laut geführte Konversation mit Hans verstanden worden ist. Sie ruft den Kustoden an: »Ist's weit von hier zum Bahnhof?«

»Am andern Ende der Stadt, da drüben liegt er«, und der Alte weist nach Süden. »Aber keine Viertelstunde mit dem Wagen.«

»Ja, mit dem Wagen! Wir haben aber leider keinen Wagen«, klagt Jenny laut, um sich in der verlorenen Situation doch wenigstens noch interessant zu machen und ihre Abenteuerlichkeit zu erklären. »Er ist uns gestohlen worden . . . es war ein toller Mercedes . . . ja, von einem Hochstapler . . . gestern nacht . . . und darum sitzen wir hier.«

»Dio . . . darum?« denkt der Kustode. »Es sind also doch Reiche.«

Das deutsche Paar aber fühlt sich geniert, schämt sich aus Takt der Lage seiner Landsleute und verzieht sich verlegen auf die linke Seite des Rundgangs. Die kleine Dame verliert ihr Taschentuch. Hans springt auf, bringt es ihr nach. Sie dankt verwirrt und ängstlich. Hans kauert sich wieder neben Jenny. »Herrgott, ich schäme mich vor ihnen«, flüstert Hans, »du sagst auch gleich alles so . . . schamlos vor den Leuten.«

Jenny will aufbrausen. »Ach, das ist doch egal, die sind doch nicht aus unseren Kreisen. Das ist so ein Privatdozent oder ein . . .«

Aber da kommt von rechts um die Runde soeben wieder der deutsche Herr . . . zögert ein wenig . . . pendelt mit dem Bambusstock beinahe wie ein Wünschelrutengänger . . . sieht auf die beiden hin . . . will auf sie zu . . . doch seine Beine sind noch nicht entschlossen. Innerlich scheint er ein sicherer und selbstbewußter Mann, aber vor Menschen respektiert er offenbar den Menschen – selbst solch ein höchst kurioses und verdächtiges Menschentum. Weiß Gott, nun tritt er auf sie zu, lüftet ganz wenig wie nebenbei den Hut und sagt, zuerst noch etwas scheu und stockend:

»Entschuldigen Sie, ich hörte – bitte ganz gegen meinen Willen hörte ich einen Teil Ihrer Unterredung. Verzeihen Sie meine Anrede; aber da ich jetzt über Ihre bedauerliche und hoffentlich nur momentane Verlegenheit informiert bin – da könnte ich doch« – er sieht wie hilfesuchend seine kindliche, kleine Frau an – »ich meine eine kleine Unterstü . . . wie soll ich sagen . . .« Er bringt das Wort nicht heraus. Der große Mann hat eine scheue Seele vor der Welt. Aber sein Herz ist tätiger und auch viel lebenslistiger als sein zögerndes Wort.

Jetzt aber springen Hans und Jenny gleichzeitig auf. Denn bisher waren sie vor Verblüffung in ihrer Kauerstellung sitzen geblieben. Hans hat einen blutroten Kopf. Jenny strahlt in unbedenklichster Freude. »Ach, vielen Dank«, ruft sie mit der Brillanz, die ihr jederzeit zur Verfügung steht. »Wir wollen ja nur zum Bahnhof. Es geht aber nicht zu Fuß wegen der schrecklichen Kinder . . . Billette nach Florenz haben wir schon . . . nehmen Sie uns doch bitte in einem Taxi zum Bahnhof . . .«

»Wenn Sie sich nicht mit uns genieren«, unterbrach Hans hastig, aber sehr höflich, »in unserem Aufzug.« Und er stellte sich vor: »Mein Name ist Bell, Außenstürmer im Grün-Weiß München.« Das ist nun eben seine einzige Firma; und er klammert sich an dieses einzig ernsthaft betriebene Geschäft seines Daseins. Und da der deutsche Herr ihn fragend anblickt – sei's, daß er als ein sportsfremder Mensch weder bei ›Stürmer‹ noch ›Grün-Weiß‹ sich etwas Deutliches denken kann, sei's aber, daß er noch die Vorstellung der Dame des Herrn Bell erwartet – so gibt sich Hans einen schweren inneren Ruck und sagt: »Meine Frau.« Jenny lächelt so überrascht und glücklich über Hansens schöne Lüge, daß sich die Frau des deutschen Herrn sofort die illegitimsten Gedanken macht, was aber den Ausdruck ihrer Freundlichkeit nicht mindert.

classtests.com

»Meumann«, stellt sich nun der Herr vor. Er hat eine beruhigende Stimme; aber um den Mund lächelt es ein wenig aufreizend, als ob er etwas Geheimes wüßte. »Dr. Alfred Meumann«, und mit einer kleinen Geste: »Meine Frau.« Bei Meumanns scheint es zu stimmen mit der Legitimität der Ehe. Sie geben sich alle die Hände. Jetzt verliert dieser Meumann seine Verlegenheit und wird humorig. Er wischt sich etwas Zigarettenasche vom Revers seines wolligen Braunkarierten, blinzelt mit lustigen Augen und sagt: »Eine schöne Komödie, das mit dem Wagen . . . Ein jeder hat halt immer sein bestimmtes Abenteuer . . . Ja, Sie taten uns halt leid . . . Da mußten wir schon einspringen . . . in Ihre Bezirke . . . Sie müssen mir erzählen . . . Was Sie erleben, das kann ich nicht erleben . . . Suum cuique . . . Jedem sein eigenes Pech . . . Erzählen Sie rasch . . . Und natürlich bringen wir Sie zur Bahn.«

Meumanns kleine Frau sprudelt auf einmal fröhlich heraus, was sie so lange in sich zurückgehalten hatte: »Wir dachten zuerst, Sie seien eine Filmaufnahme oder gar hier vom Zirkus . . . da drüben ist nämlich einer.« Man sah wahrhaftig weit draußen links vom Battistero die Zeltspitze. »Aber als Sie dann deutsch sprachen«, fährt Frau Meumann fort, »da merkten wir gleich, daß sie keine Clowns sind . . . oder so.«

»Aber Sie sind doch sicher Privatdozent?« fragt Jenny mit starker Bestimmtheit. »Sie haben nämlich so etwas« – sie sucht das Wort – »Belehrendes im Blick.«

»Wieso?« stammelt Meumann und blickt verwundert seine zierliche Frau an. »Ich trage ja nicht einmal eine Brille.«

»Aber Sie haben es in der Pupille«, sagt Jenny unbeirrbar. »Ich habe Bange vor Ihnen wie ein Schulkind. Auch tragen Sie so einen dicken Stock. Es ist um sie so etwas – wie Kontrolle.«

»Nein, so solid bin ich denn doch noch nicht. Und bei der Polizei bin ich auch nicht angestellt. Ich bin ganz ohne Amt. Ich bin ein Ausnahmefall. Nicht ganz mondän, nicht ganz bohème, und nicht ganz bürgerlich . . . Ich kämpfe mit der Tugend genau so heftig – wie mit meinem Teufel.« Meumann lüftete den Hut nochmals, als müsse er seine Persönlichkeit zum zweiten Male vorstellen: »Ich bin nämlich Schriftsteller.«

»Aber dann ist es doch auch Wissenschaft? Sie sagten doch vorhin Doktor Meumann. So Medizin oder Chemie oder Philosophie?« suchte Jenny unter den ihr bekannten Wissenschaften.

»Nein, meine Philosophie ist nicht so offiziell. Ich schreibe nur Geschichten, Schicksalsdramen, Romane und so weiter . . . erstunken und erlogen – alles Lügen.«

»Entzückend, Hans, hörst du, er lügt.« Und sie fühlt sich – infolge dieses Einblicks in die Ethik des Dichters – Herrn Meumann sehr viel näher. Denn ein Mensch, der aus Beruf zu ›lügen‹ hat – und wären es auch die Ideale in den Sternen – der hat nun mal so das gewisse Etwas, das nicht ›geschäftlich‹ zu erfassen ist: undefinierbar, romantisch, hochstaplerisch wie ein rumänischer Graf – so ganz für Jenny. Ein Ausnahmefall unter den Menschen.

Doch nun mußte Jenny erzählen, und sie tat es meisterhaft. Und Meumann lauscht entzückt und schicksalsdurstig der schwungvollen Presto-Malerei von der Flucht aus Monte Carlo, von Jenny mit verteilten Rollen und in drei Sprachen dargestellt. »Ich hatte gleich beim Wechseln der Banknote schon im Kasino einen Soupçon; aber ich unterdrückte den Verdacht, weil Manuel doch ein Revolutionär war. Doch meine Menschenkenntnis hat mich nicht enttäuscht, und hätte ihn Hans in seiner Trottelei nicht mit dem Wagen allein gelassen – da wegen des Olivenöls – dann hätten wir noch seinen Koffer und unsern Wagen.«

»Nun fahrt ihr eben mit dem unsrigen, ihr Menschenkinder«, sagte Meumann verheißungsvoll wie ein Olympier; »denn ich bin jetzt – für eine Stunde lang – euer Schicksal.« Er blinzelte dem beschämten Hans einen mysteriösen, aber guten Blick zu und drückte ihm ganz heimlich hinten herum die Hand. »Wir haben ihn unten, den Wagen. Ein bescheidener Opel, kein mondäner Mercedes. Nur vier Zylinder jetzt – statt neun Zylinder.«

»Aber er hatte ja nur acht«, ruft Hans.

»Verzeihung, Sie vergessen Ihren eigenen Zylinder, der Ihrem Mercedes doch erst die wahre Weihe gab.«

Hans lacht, doch ohne Meumann ins Gesicht zu sehen, denn seine Augen blicken scheel nach unten, wo sein Zylinder auf dem Marmor schaukelt.

»Dann fahren wir wohl gleich zum Bahnhof«, sagt Meumann; fragt aber mit einer gewissen List im Auge: »Oder wollen Sie noch eine Weile lang die schöne Aussicht von diesem schiefen Turm genießen? Man kriegt ja nie genug davon.«

»O nein«, ruft Jenny, »es war für uns sehr aussichtslos da oben, bis Sie kamen.« Jenny ahnt gar nicht, daß sie geistreich wird. »Wir haben jetzt genug . . . vom schiefen Turm«, vollendet Meumann.

»Es war ein Mauseloch für unsere Blamage, und ohne Sie der reinste Kerker.«

»Ja dieser schöne Turm«, meint Meumann mit gespieltem Ernst und erhobenem Bambusstab, »er war für Sie so eine Art – Strafanstalt.«

classtests.com

»Strafanstalt? . . . ach so? . . . .« wundert sich Hans.

»Verzeihen Sie das Wort«, beschwichtigt Meumann. »Ich meine es nicht polizeilich, sondern metaphysisch. Das ist keine Beleidigung. Und Ihr Gefängnis ist immer noch nicht so schlimm wie jener andere Turm in Pisa, die Torre della Fame, wo vor sechshundert Jahren ein gewisser Ugolino mit seinen vier kleinen Söhnchen eingekerkert saß und eines seiner Kinder nach dem andern vor seinen Augen verhungern sehen mußte, bevor er endlich selber sterben durfte . . .«

»Schrecklich, der Hungertod«, meint Jenny, und denkt begreiflicherweise mehr an ihren eigenen Magen als an den armen Ugolino und seine toten Kinder. »Und kein Doktor Meumann erschien, um ihn zu retten.«

Der Schriftsteller verbeugt sich dankend für das Kompliment und sagt mit feierlicher Ironie: »Ja, ich bin ein Sendbote des Schicksals – ein Götterbote. Ich bin ein Ausnahmefall.«

»Wieso?« fragt Jenny etwas verwirrt; denn Meumann spricht so hinterhältig, so komisch, ohne daß man immer dazu lachen darf.

»Wieso?« wiederholt Meumann und zieht das Fragewort vor Verwunderung in die Länge. »Aber, meine Gnädigste«, sagt er zu Jenny mit gespieltem Vorwurf in der Stimme. Er schaut sie nicht an, blickt schräg nach oben in die ziehenden Wolken. »Vom Himmel hoch, da komm ich her.«

Die kleine Frau Meumann kichert; sie kennt ja seine Lust am Spiel; sie weiß um seine ›lügenhafte‹ Sendung.

Und Meumann spricht: »Sie kennen doch die alten Götter aus der Schule. Die schicken hin und wieder einen Götterboten vom Olymp herab. Hermes, den Gott des Zauberns, der feinen Lügen und der Seelenführung. Aber Sie kennen ihn noch besser unter anderem Namen und populäreren Qualitäten: als Merkur, den Gott des Handels, des ewigen Reisens und der Tagediebe. Sie kennen ihn genau von jedem Bankkuvert, mit Flügeln auf dem Hut und an den Fersen, und mit dem Zauberstab.« Meumann hebt seinen Stock mahnend empor: »Erkennt ihr mich noch immer nicht?«

»Mon dieu, Sie sind ein Lügner«, ruft Jenny, die sich aus ihrer Verwirrung in ein Lachen zurückfindet, »und Sie machen sich einfach über uns lustig, Sie Schriftsteller, Sie.«

Dann drückt sie ihm die Hand, und Hans tut es ebenfalls sehr herzlich. Ach, sie fühlen sich wie neu geboren, oder zum mindesten wie frisch gewaschen nach der Ausstoßung aus dem Paradies der Herrenklasse. Und Jenny ruft: »Avanti! Wir wollen am liebsten gleich zum Bahnhof – nach Florenz.«

Sie brechen auf, sie wenden sich zur Treppe. Aber noch vor dem ersten Schritt zum Abstieg stocken sie und die Damen kreischen auf. Denn was schießt da auf sie zu? Ein schwarzes Untier springt die Stufen herauf, zwischen ihren Beinen hindurch, und schnell wie der Teufel weiter hinauf auf die oberste Plattform.

»Eine Katze über den Weg!« kreischt Jenny, »das bedeutet Unglück.«

»Nein, Katzen sind doch lieb«, sagt Frau Meumann. »Es kommt doch immer nur auf die Menschen an, nicht auf die Katzen, beim Glauben an Glück oder Unglück.«

»Suum cuique«, wiederholt Meumann seinen Preußenspruch, und meint es gar nicht so preußisch.

Auch Hans scheint das Tier optimistisch aufzufassen; und wie von einem großen Gedanken durchblitzt, rennt er der schwarzen Bestie nach auf die oberste Turmhöhe. »Geht nur, ich komme nach«, ruft er im Verschwinden.

Er kehrt auch gleich zurück: »Es ist verschwunden, das Teufelsvieh – restlos verschwunden – aber immerhin – ich war doch noch mal oben, ganz oben; diesmal ohne Schwindel, nicht wie noch vorhin . . .« Und sein ganzes Gesicht grinst wie über das Glück einer Erleuchtung.

»Was hast du nur?« fragt Jenny. »Du lachst so hinterlistig, als wärst du der Herr Meumann.«

Aber Meumann raunt: »Die schwarze Katze scheint ihn inspiriert zu haben.«

Hans grinst nur weiter mysteriös und sagt kein Wort.

Nun steigen sie hinab vom Turm – vom Turm der Ironie, der Schwermut und des Todes – nicht ohne einen letzten Blick auf die Kuppel des Domes und auf den Block der Taufkirche – da, wo die neugeborenen Bambini angeblich erst eine ›richtige Seele‹ erhalten sollen. So sagte doch der Wächter, der alte Mann, der keinen Selbstmord dulden wollte auf seinem Turm und die Tragödien endlich satt hatte. Denn schließlich ging es ja um seinen Posten . . . Und als die glückliche Jenny, im Moment gesichert, am Ausgang an dem alten Mahner vorüberging, da holte sie zu Hansens grellem Entsetzen aus ihrem Täschchen wahrhaftig ihre letzten Nickelstücke – und gab ihr Letztes. So war nun Jenny – alles im Moment.

»Hans, gib mir einen Kuß.«

classtests.com

Hans gibt ihn . . . Er steht übrigens mit bloßem Kopf.

»Aber, mein Jonny«, ruft Jenny, »wo hast du deinen Zylinder?«

Hans schielt schräg empor zum schiefen Turm von Pisa. »Oben!« sagt er. »Der bleibt oben!« und er weist mit der Hand zur Höhe.

Alle blicken mit starrer Verwunderung zum Turm hinauf und treten zurück, um besser zu sehen. Bei Gott, da auf der kurzen Fahnenstange am allerobersten Geländer, da ist er aufgesteckt – Hansens Zylinder! – ein schwarzer Punkt, eine Vogelscheuche, ein winziger Kopfschmuck auf dem schiefen Riesen.

Zu komisch: ein Clown aus Marmor. Aber verdient er nicht diese kleine Entwürdigung? Denn er ist schief, gegen jeden Sinn einer anständigen Baugesinnung! Ein bißchen schief, so wie Hans Bell in Monte Carlo noch den Zylinder schick und schief auf seinem Haupte trug. Er ist ein Kunststück, ein Artist und Equilibrist unter den Türmen dieser Welt. Meumann zum Beispiel weiß es genau, was mit ihm los ist. Er kennt das Gerade und das Schiefe – wie Hermes und Merkur, ein Seher und ein Deuter. Er ist ein Götterbote und weiß Bescheid . . . Ein lautes Gelächter bestätigt die Richtigkeit von Hansens Akt der Selbstenteignung.

»Die schwarze Katze hat es vollbracht«, sagt Meumann mit dem Ernst des Kenners der Dämonen. »Herr Bell, Sie haben keinen schiefen Turm mehr auf dem Kopfe. Herr Bell, Sie sind erlöst.«

»Dann war die Katze also doch kein Unglück«, bestätigt Frau Meumann im Hinblick auf die Erlösung von dem Mal der Schande.

»Das kann man immer noch nicht wissen«, meint Jenny etwas benommen. »Es ist immerhin ein wenig schade um ihn, denn er stand ihm so ausgezeichnet.«

»Er bleibt aber oben!« sagt Hans mit ungewohnter Energie.

»In Ewigkeit, Amen«, nickt Meumann weise bejahend. »Der Wächter wird ihn tragen zum Begräbnis für die nächsten Selbstmörder . . . Suum cuique.«

Jetzt fahren sie los, zu vieren, in großer Fröhlichkeit zur Stazione – nicht mehr den Weg der Schande und zwischen den Spießruten, sondern durch die breite Via Santa Maria über den Arno mit seinen Brücken. Auf der Fahrt bekennt Jenny wieder laut und mehrfach ihren grenzenlosen Hunger, so daß sie Meumann herzlos die ›Contessa Ugolina‹ nennt. Die gute Frau Meumann bedauert, daß sie keine Sandwichs bei sich habe. Hans geniert sich innerlich, daß man kaum Geld hat für ein Butterbrot. Und als gar Meumann zögernd von »Aushelfen mit einer Kleinigkeit« spricht, ruft Hans entsetzt: »Um Gotteswillen nein!« während Jenny über diese innere Empfindlichkeit der Herrenklasse die Schultern zuckt. Auch möchte ihre Neugier über diesen Schriftsteller einiges wissen, und sie fragt ihn mutig, wo er wohne. Auf Meumanns zögernde Erwiderung: »Im Winter in Deutschland, im Sommer in Italien, bei Florenz« – da fällt Jenny etwas sehr Wichtiges ein; eine Sache von aktueller Bedeutung, die sofort geregelt werden muß:

»Da wissen Sie doch sicher die Adresse eines Schneiders in Florenz. Denn Sie sehen ja, Jonny muß schleunigst einen Anzug haben, einen karierten wie Sie. Also wo um Gotteswillen gibt es einen Schneider?«

»Ja, es ist eine Lebensfrage«, bestätigt Meumann. »Es zielt hier in den Kern der Existenz. Denn Kleider machen – bisweilen – Leute.« Und ob er einen Schneider wisse? fährt Meumann fort mit vielversprechenden Augen. »Ha, allerdings. Ein Schneider mit der Inspiration von oben. Er ist ein Künstler; ein Bildhauer in Stoff; ein Menschenformer, ein Original. Zwar sein Geschäft ist nicht mondän, es schwebt im fünften Stock, beinahe schon im Himmel. Ich werde Sie bei ihm anmelden.« Und Meumanns Frau fällt ein: »Wir fahren in Florenz gleich dran vorbei; es liegt an unserem Weg am Domplatz.«

»Am Dom – ein Schneider?« lacht Jenny.

»Oh, der paßt dahin«, sagt Meumann, »das ist ein Priester seiner Kunst. Er heißt auch Donatello zum Vornamen – nach dem berühmten Bildhauer der Renaissance-Kunst. Conti, Donatello – ist sein Name. Der Mensch, den er einkleidet, wird von ihm geheiligt – ein Geschöpf Gottes und der Kunst. Renaissance heißt Wiedergeburt. Kleider machen Leute – und Leute machen Kleider. Donatello aber formt Menschen nach seinem Bilde. Diese Empfehlung ist das Beste, was ich Ihnen zu geben habe; eine besondere Gunst des Schicksals- und des Götterboten.« Und der Dichter Meumann zeigt wieder sein Lächeln um die Mundwinkel; den Zug geheimen Wissens um die besonderen Dinge der Menschen.

Jenny denkt: was der zusammenschwindelt! Man weiß nicht recht, woran man ist mit ihm. »Wir werden Ihnen einen Dankesbesuch abstatten«, sagt sie dann laut und überströmend, »aber ohne den Frack, sondern im neuen Anzug, im Karierten!«

Meumann nickt höflich, nennt aber immer noch keine Adresse.

classtests.com

»Wo wohnen Sie denn eigentlich?« fragt Jenny nochmals dringlicher.

»In Settignano«, lügt Meumann, so daß ihn seine Frau verwundert in die Seite pufft; denn sie wohnen nämlich in Fiesole.

»In Settignano?« Jenny notiert den Ort sofort in ihrem Notizbuch und wartet mit dem Blick auf genauere Angaben.

»In Settignano«, wiederholt Meumann, »es ist das Haus, vor dem die vielen schwarzen Katzen auf der Mauer und der Lauer liegen. Denn meine Frau ist die Katzenkönigin – und das sind ihre Kinder.« Er verschwieg, daß es weder in Settignano noch in Fiesole wohl nicht ein einziges Haus gibt, auf dessen Gartenmauer keine Katzen liegen.

»Sie spielen also mit Katzen, Frau Meumann? Ich meinerseits spiele mit Puppen«, sagt Jenny und freut sich über die vermeintliche Ähnlichkeit ihrer Vergnügungen mit kleinen willenlosen Kreaturen.

»Ach, Puppen sind doch tot«, sagt Frau Meumann; »aber Katzen, ach die armen hungrigen Katzen! – sind lebendig. Ich füttere sie jeden Tag – wenn man schon keine eigenen Kinder hat zum Füttern.« Die kleine Frau sagt's mit einiger Melancholie.

Da erzählte Jenny wichtig: »Ich wollte auch einmal einen Hund kaufen, nicht wahr, Jonny, weißt du den süßen winzigen Fox in Nizza. Doch sie bellen zuviel, und man muß sie immer ausführen. Aber Puppen sind still und sauber . . .« Jenny unterbricht sich, denn sie fahren über die Arnobrücke. Das Stadtbild wird weit. »Da hinten, sieh mal Hans«, und sie deutet zurück: »Sieh doch nochmals den schiefen Turm.«

»Gott Lob und Dank – der trägt jetzt meinen Zylinder.« Hans winkt ihm zu: »Addio.« Alle lachen.

Meumann blickt schnell vom Steuer in die Richtung: »Die Schicksalsquittung ist beglichen. Der schiefe Turm von Hans sitzt auf dem schiefen Turm von Pisa . . . Die Götter sind versöhnt, Herr Bell. Die Menschen aber wissen es noch nicht und werden Sie noch höllisch plagen . . . Noch kommt das Fegefeuer vor dem Paradies.«

Sie sind am Bahnhof und steigen aus. Das Lachen vergeht ihnen. Da steht das ganze Publikum und starrt den Frackherrn ohne Hut und die rosaseidene Dame an; und schon schwirrt auch die wilde Rotte der Kinder heran. Hans wird wütend: »Ei verflucht, was dies Italien so grauenhaft viel Kinder produziert! Aus allen Löchern strömen sie heraus wie Ratten. Zu viel ist zu viel.« Er denkt es nicht als Vater. Jetzt hat man seinen Zylinder geopfert! Aber das genügt halt offenbar noch nicht, um seiner Schande zu entgehen. Das Schicksal will mehr. Zu viel ist zu viel. Da wimmeln sie, die jungen Pisaner vom dritten bis zum zehnten Lebensjahr, und gröhlen.

Auch Meumanns ist es gräßlich peinlich. Mitleidig fragt die Frau in ihres Mannes Ohr ganz leise: »Mitnehmen nach Florenz?« Aber spontan winkt Meumann ab: »Unmöglicher Aspekt.« Es klingt geheimnisvoll. Und wie für sich raunt Meumann: »Hermes erlöst, aber entfleucht . . .« Dann laut und gut und menschlich sagt er zu seinen Schützlingen: »Sie flüchten so rasch wie möglich durch die Sperre in den Zug. Ich hole Ihre Handtasche im Depot und bringe sie an den Wagen.« Hans gibt ihm den Gepäckschein. Hermes, der Götterbote, fliegt davon.

Hans und Jenny nehmen herzlichen Abschied von der Frau: »Auf Wiedersehen bei den Katzen in Settignano.« Dann eilen sie durch das Gejohle der Kinder zur Sperre, durch die Unterführung auf Geleise 3 und in die dritte Klasse des Personenzuges – wo das bäuerliche Publikum – Marktleute mit Körben und Ballen – die feinen Passagiere in seiner unfeinen Umgebung staunend und stumm empfängt. Es ist sehr peinlich, denn auch die stille Verachtung wird genau gespürt und ist nicht schön. Ein Fegefeuer für die eitle Seele.

Da kommt schon Meumann wieder und schiebt den Koffer mit den bunten Hotelplakaten aus der weiten Welt durchs enge Fenster der dritten Klasse. Aber zugleich hat er zwei reizende Proviantkörbchen mit ihren Schnürchen an seinen Bambusstock gehängt und reicht die Gabe wie die Frucht am Palmzweig den Hungernden hinauf. »Zum Essen auf der Fahrt . . . erst auf der Fahrt!« mahnt der Götterbote.

Aber Jenny wartet die Abfahrt nicht ab, sondern beißt sofort in ein Stück kalten Braten und packt aus Neugier gleich die anderen guten Dinge alle aus dem Körbchen. Und da findet sie, während Hans sich noch in verlegenen Dankesworten an Meumann ergeht – ja, was findet Jenny auf dem Grund des Körbchens? Einen Zwanziglireschein! Nicht mehr, nicht weniger. Zwanzig Lire.

»Meumann?« ruft sie entzückt, bevor Hans noch begriffen hat.

»Nur für ein Taxi in Florenz; zur Bank und zum Schneider«, sagt Meumann rasch. Er ist wieder verlegen, blöde, linkisch wie bei der ersten Aussprache da oben auf dem Turm. Er wartet auch nicht eine Sekunde länger und flieht davon.

»Wohin das Geld nachschicken?« ruft Hans ihm nach.

»Auf die Mauer zu den Katzen legen!« lacht Meumann zurück und verschwindet mit einem letzten Winken des Bambus-Zauberstabes in der Unterführung.

classtests.com

»Er ist halt doch ein richtiger Lügner«, meint Jenny, »der gute Kerl. Er hat sich davongelogen.«

Hans aber sagt: »Er war unsere Rettung. Jetzt hat er uns noch ein Almosen gegeben – und wir haben's genommen – und jetzt hat er genug von uns – der Götterbote.«

»Zwanzig Lire!« jubelt Jenny, »zu den 1 Lire 40, die du noch hast, mein Jonny.« Jennys Selbstgefühl hebt sich genau um einundzwanzig Lire vierzig Centesimi. So ist das mit dem Selbstgefühl von Jennys Herrenklasse . . . Vorläufig aber sitzt man demütig unter dem ›Volk‹ in der Dritten. Wahrlich, es ist ein Fegefeuer der Schande: diese Fahrt von zweiundeinerhalben Stunde.

Die Landschaft wird hügelig. Wein, Schlösser, Zypressen – die Toscana. Glanzvolle Sonne darüber. Endlich fahren sie in Florenz ein. Durch die Coupéfenster sehen sie die Türme: den von der Signoria wie eine Blume; den Glockenturm von Giotto und alle Dächer überragend die Kuppel des Doms. Sie steigen aus, und Hans schleppt den Koffer durch das Gewirr des Bahnhofs. Wohin mit ihnen?

»Zu Molina«, sagt Hans.

»Nein, auf die Bank«, sagt Jenny.

Sie nehmen ein Taxi und fahren zur Bank. Sie ist geschlossen; der Feiertag irgend eines Heiligen ist der Grund der Schließung. Auf dem Bankpalast steht wie so oft auf Bankpalästen der geflügelte Hermes-Merkur, der Gott des Handels, des Reisens und der Lügen – der Götterbote mit dem Zauberstab. Aber er hat ein Herz aus Erz. Es ist nicht Meumann.

Also zu Freund Molina. Jenny liest aus dem kleinen Notizbuch Via del Condottiere 21. Das Taxi fährt über den von Kunst und Schönheit blühenden Platz der Signoria. Das Auge verwirrt sich. Aus der von Statuen starrenden Loggia dei Lanzi streckt ihnen der bronzene Perseus des Benvenuto Cellini den abgehauenen Kopf der Gorgo hin. Das Blut strömt aus dem leeren Hals.

Der lustige Taximann weist grinsend auf den Töter der bösen Mächte hin und macht mit der flachen Hand den Gestus des Kopfabschneidens. »Schauderhaft«, sagt Jenny. Und Hans erkennt mit einem leichten Gruseln, daß dieser brutale Perseus da – mit seinen Flügelchen an Helm und Fuß – aufs Haar seinem Merkur gleicht – dem bisher ihm so wohlgesinnten Götterboten. Welche Wandlung! Welch böses Omen! Ei verflucht! Und dazu leistet sich der Chauffeur auch noch Witze.

Man hat jetzt – nach dem Fegefeuer in der dritten Klasse und ohne Meumanns Götternähe – auch nicht den mindesten Humor für irgend welche tragische Kunst. Es geht einem ja selber an den Kragen. Drum auf in Molinas Asyl.

Da ist das Haus. Man klopft am großen Messingring, rechts vom Portal. Darüber steht auf einer Glastafel: »Molina & Co. – Profumeria.«

»Ecco«, ruft Jenny, »da duftet er schon.« Hans ist heiter. Er freut sich auf Molina. Sie steigen die Treppe zum ersten Stock empor.

»Diese Meumanns, Hans, die waren unser Trost. Wir wären da oben in Pisa sonst verzweifelt. Na, wenn ich nicht so schamlos gewesen wäre auf dem schiefen Turm . . .«

»Höre mal, Jenny, wenn das kein Schriftsteller oder so etwas Komisches mit Dichten oder Lügen gewesen wäre, dann hätte er uns so wenig getraut wie der Postmeister, oder die Bank, oder die Polizei . . . und hätte uns nicht geholfen . . . nicht einmal für den Augenblick, der Götterbote. Du hast halt einfach Glück gehabt.«

»Das ist nicht Glück«, sagt Jenny, »sondern Menschenkenntnis.«

Ein Wiedersehen

Jenny kann nichts dafür, daß Hansens Menschenkennerschaft schon wieder einmal gründlich versagt hat: nämlich in bezug auf seinen Schulkameraden Molina.

Jenny wartet im Vorzimmer. Hans will den Jugendfreund zuerst allein ans Herz drücken; will unter freundschaftlichen Schulterschlägen und Boxern in die Lenden ›Du altes Huhn‹ zu ihm sagen, oder ›Du bist halt doch mein Molina geblieben, old Boy und Back.‹ Zwar warst du immer ein wenig zu viel Primus und Pedant, denkt Hans, und hast ein bißchen sehr ›gestrebt‹. Wir haben auch ehrlich unsere Meinungsdifferenzen ausgekämpft, mein Lieber, und uns

classtests.com

gelegentlich herzhaft verhauen. Aber du hast mir dafür auch alles Schriftliche in Mathematik und im Lateinischen gemacht – und warst halt doch mein Pollux. Denn hatte man sie, die Unzertrennlichen, nicht einst Kastor und Pollux genannt? Und Hans war Kastor. Er erinnert sich daran, als ob's noch gestern wäre.

Ja gestern – vor zehn Jahren. Für Hansens Leben hatte es bisher noch keine ›Zeit‹ gegeben – keine Zeit, die wächst und wandelt und älter macht. Hans ist Kastor geblieben, trotzdem die spätere Korrespondenz der Freunde schon nach zwei Jahren ihrer Trennung völlig versiegt war. Jetzt in Florenz wird Kastor seinen Pollux wiederfinden.

Aber es wurde alles ganz anders. Denn für diesen Molina hatte es inzwischen sehr wohl eine ›Zeit‹ gegeben – und ein Schicksal. Er war nach zehn verflossenen Jahren der sogenannten Mannesreifung eben durchaus kein ›Schulkamerad‹ mehr; nicht mehr der Fußball-Back mit der den Backs so eigenen Neigung zu impulsiven Handlungen. Nein, dieser Signor Molina, der da in seinem peinlich geordneten Büro sich vom Schreibtisch erhob und Hans die kräftige Hand hinstreckte – jedoch sich keineswegs auf Schulterschlag und Freundschaftsboxen einließ – das war kein schlanker Jüngling mehr, kein wildes Füllen, kein altes Huhn, kein old Boy und scheinbar auch kein Pollux, sondern ein stark in die Breite geratener dickhalsiger und energischer Herr mit bürstenartig empordressierten Haaren und einem erhitzt geröteten Gesicht. Auch eine sorgenvolle tiefe Falte zog von der Nasenwurzel über die Stirne. Aber was Hans am meisten verwunderte, das war sein ganz merkwürdig kurzer und freudloser Tonfall. Deutsch konnte er auch nicht mehr in fließender Form, trotz seiner dreijährigen Münchner Zeit. Und an der Hand trug er zwei Eheringe. Denn schon mit siebenundzwanzig Jahren, wie er es Hans mit trübem Augenaufschlag im ersten Reden schon erzählte, war er Witwer geworden und hatte aus sechsjähriger früher Ehe nicht weniger als vier nun mutterlose Kinder – und eine Parfümeriefabrik.

Zehn Jahre! Da hatte sich eben einiges verändert bei diesem Pollux, während Kastor offenbar in seiner goldenen Kindheit stehengeblieben war. Molina war ein Apparat seiner Geschäfte geworden; ein Mann, der sich wohl seiner Jugendkameraden gern erinnerte und von dieser Erinnerung geradezu zehrte, weil eben die Jugend bereits verloren war. Bei Gott, das Schulbild aus der Unterprima hing golden eingerahmt hier im Bureau an der Wand. Ja, ja, da hing die Jugend an der Wand! Aber für die andauernde Pflege der lebendigen Freundschaft hatte Molina nun wirklich und wahrhaftig keine Zeit zu opfern. Gewiß, er wäre gern als alter Herr des Fußballklubs nach Genua gekommen, zum Match Weiß-Grün-München kontra Sport-Genova – ja, die alten Zeiten! Aber da seien eben Dinge dazwischen gekommen, geschäftliche Dinge, sehr wichtige Dinge: eine Mustersendung von neuen Flakons mit Patentverschlüssen; und der Verwaltungsrat hätte sofort entscheiden müssen. Da habe er eben abtelegraphieren müssen. »Leider!« lächelte Molina beinahe etwas melancholisch. Aber später habe ihm das nicht einmal leid getan. Molinas Lächeln verschwand plötzlich, und er sagte hart: »Nein, denn das war eine Schweinerei.«

»Warum?« fragt Hans erschrocken über diesen Ton und hat sich aus seiner lebhaft gestikulierenden Freude in eine höfliche Korrektheit zurückgeschraubt. Gottlob, daß er vor diesem neuen Molina – vor dessen Mannesreife und vier Kindern er keineswegs als Kastor noch bestehen kann – gottlob, daß er seine Jenny vorläufig draußen gelassen und seinen derangierten Sommermantel so dicht und fest geschlossen hat, daß sich der ominöse Frack nicht ohne weiteres präsentiert. Auf die Lackschuhe senkt der strenge Molina sein Auge nicht; denn sein Auge hat einfach keine Zeit für solche Kleinigkeiten. »Aber bitte nimm immerhin Platz«, sagt Molina und rückt zwei Stühle her. »Aber es war eine Schweinerei.«

Endlich begreift Hans: »Ach so, das mit dem Schröter.« Molina denkt an den unfairen Fußtritt des Mittelstürmers, der den Giannini fast kampfunfähig gemacht hat. »Traurige Sache, gewiß . . .«

Molina nickt ernst. Woraufhin sich Hans kleinlaut entschuldigt: »Aber da kann ich doch nichts dafür.«

»Da ist der ganze Klub verantwortlich«, sagt Molina mit der Miene eines Staatsanwalts. »Du also auch.«

»Aber wir haben ihn doch hinterher verhauen.«

»Ihr hättet ihn vorher verhauen sollen«, erwiderte er rauh. »Ihr Deutschen seid nicht gut erzogen.«

»Ihr Deutschen? . . . Wie du nur redest. Wir sind doch beide jahrelang ganz gleich erzogen worden, und zwar auf deutsch. Was hast du denn nur gegen mich? Du telegraphiertest mir doch: ›Auf Wiedersehen‹.«

»Ja, das war vorher«, sagte Molina ganz trocken, »und ist ja auch nur eine höfliche Redensart, bekanntlich. Der Castro hat mir da Dinge von euch erzählt, blamable Geschichten, auch von dir. So immer in Bars und mit Weibern – das ist Tennismoral, nicht männliche Fußballwürde. Das wäre im Grün-Weiß von früher ganz unmöglich gewesen. Der hielt noch auf frische Mannschaft.«

»Aber da irrst du dich gewaltig, Molina«, rief Hans. »Du bist halt immer schon um elf Uhr heimgegangen – weil dein Papa so lächerlich auf Sitten hielt.«

»Den Klub in Ehren, Hans! Jetzt sprichst du gegen deine Überzeugung. Unser Panier war rein.« Molina ärgert sich wirklich und sein Kopf wird immer röter. »Das mit der Kreszenz war schon eine faule Sache, das wäre einem andern

classtests.com

vom Grün-Weiß nicht leicht passiert. Und vom Bankett in Genua bist du mit einer weggelaufen, bevor der Präsident vom Klub den Toast auf die Regierung ausgebracht hat. So etwas geht halt einfach nicht.« Molina schüttelte den Kopf und wurde traurig über die Verfehlung. Doch als Hans ihm zur Beschwichtigung die Hand auf die seine legte, beruhigte er sich und meinte: »Aber das geht mich schließlich gar nichts an; wir sind jetzt beide Erwachsene, und jeder hat sein eigenes Geschäft und seine eigene Verantwortung – als reife Männer.« Molina, wahrhaftig, er klopft auf Hansens Schulter. »Wir wollen lieber vom alten München reden.« Er bringt den ersten gemütlichen Ton hervor. »Willst du heut abend bei mir essen? . . . Aber ganz wie du willst?« Immerhin lächelte Molina kordial, als wäre er ein weithin in die Ferne gerückter Pollux.

Hans wurde es dennoch nicht ganz wohl mit seinem alten Freunde Molina. Da war die ganze Jugend weg. Man hatte sich's so ganz anders gedacht, viel weniger seriös. In seiner unglückseligen Aufmachung im Frack glaubte sich Hans eine heitere Ouvertüre ihres Wiedersehens zu sichern, um dann den ganzen Film der lächerlichen Flucht von Monte Carlo bis Pisa und Florenz mit muntern Lichtern vorzuspielen und endlich Jenny, seine Braut und Hauptdarstellerin, als Steigerung hereinzurufen. Und endlich als letzter Clou und glanzvolles Finale nach all den Katastrophen kommt gleich wie vom Himmel als Erlöser: Freund Molina.

Aber diese schöne Szene wäre jetzt verfehlt. Hans sieht es ein und sagt beinahe schüchtern: »Ja, alter Freund, ich möchte furchtbar gerne mit dir essen. Aber lieber in einem Lokal; denn verzeih, ich bin mit einer Dame da; sie sitzt im Vorzimmer, sie ist auch meine Braut. Die kann ich abends doch nicht gut allein lassen, was du wohl einsiehst. Und übrigens« – Hans wurde rot, ließ vor Verlegenheit die Zigarette auf die Hose fallen und stockte merklich in der Rede – »ich möchte dich um etwas bitten – weil uns etwas passiert ist.«

Molina hob die Brauen hoch. Er zeigte keineswegs den höflichen Drang, die Braut hereinzurufen. Er witterte die Forderung eines vielleicht übergroßen Freundschaftsdienstes. Und hatte er nicht genug an seinen eigenen Sorgen? Hans aber erzählt. Erzählt mit gesenktem Kopf. Nicht mit der flotten Verve des Erlebers, sondern in kürzesten und sachlichsten Zügen. Auch kontrolliert er von Zeit zu Zeit sehr ängstlich die Knöpfe seines Sommermantels, um ja den Frack um keinen Preis zu zeigen. Zwar ist ja Molina über das Unglück informiert; aber mit Augen sehen soll er es nicht. Die Augen sind grausamer als das Gehirn, in diesem Falle. Hansens Schilderung hält sich objektiv. Nur den Götterboten Meumann hob der Erzähler begeistert hervor, um in Molina den Ehrgeiz der Freundschaft zu wecken. »Und so war denn unsere Hoffnung ganz auf dich gestellt, mein lieber alter Molina; und darum leih mir für heute einen Anzug und gib mir bis morgen, sagen wir . . . 500 Lire.«

Molina hört; wartet noch einen Augenblick, ob Hansens Rede auch wirklich zu Ende sei, und stellt mit sachlicher Ruhe fest: »Meine Anzüge passen dir nicht. Du bist zu dünn und zu lang für meine Garderobe. Du siehst ja: ich bin untersetzt.«

»Aber einer vom Klub? Du bist doch Alter Herr?«

»Vom Klub gibt dir keiner etwas, wegen dem Schröter.«

»Und die 500?«

»Das ist keine Kleinigkeit. Ich bin Witwer und habe es schwer. Hast du auch Kinder? Ach so, ich weiß ja, das von der Kreszenz. Aber ich meinte: richtige. Das heißt: warst du vor deiner jetzigen Verlobung – du bist doch auch schon an die dreißig – schon einmal verheiratet? Wo nicht, so kennst du eben die Sorgen eines Vaters und Geschäftsmannes nicht.« Er seufzte grämlich. »Was ist denn dein Beruf?«

Hans zögerte und sagte schließlich blöde lächelnd: »Außenstürmer.«

»Und sonst?«

»Nichts.«

Da stand Molina auf: »Und da soll ich dir eine solche Summe . . . Denn bei mir ist alles redlich und solid.«

Hans möchte sich in ein Mauseloch verkriechen. Dieser Molina war ein ›rocher de bronce‹ der bürgerlichen Weisheit. Er unterbricht ihn mit einem Einfall: »Wir geben dir einen Scheck dafür . . . ja, einen Scheck!«

Und ohne Molinas irgendwie empörte Antwort abzuwarten, flüchtet er an die Tür, öffnet sie und ruft wie um Hilfe: »Jenny! – komm doch herein, Jenny!« Sie muß der Fahrt den Bogen geben. In letzter Not hilft nur der strahlende Leichtsinn einer Jenny.

Da trippelt sie schon heran und strahlt wie auf Befehl. Molina erhebt sich und ist vor soviel Blenden der Erscheinung befangen wie ein Münchener Primaner. Er verbeugt sich tief. Jenny gießt in flüssigem Italienisch ihre sämtlichen Begrüßungsformeln über den wehrlosen Molina, spricht von dem großen Tag des Wiedersehens; und daß Herr Molina von Anfang an als der ›erlösende Leuchtturm ihrer Irrfahrt‹ vor ihnen gestanden und gestrahlt habe. Ja, das sagte sie. Und während sie den breiten Holzklotz von Signore enttäuscht betrachtete, sprach sie vom Charme seines Berufs: eine

classtests.com

Parfümeriefabrik, das sei gewissermaßen das Paradies der Frauen. Und da sie selber eine Frau sei – nichts als Frau! – so könne er sich denken, was ihr das bedeute – ihr als Frau.

Molina war erschlagen. Er sagte nur befangen: »Die Parfümeriefabrik habe ich von meinem Vater selig auf einmal übernehmen müssen. Ich kann nichts dafür. Ursprünglich machten wir Wachsartikel, Kerzen und so weiter; das hätte mir als Objekt viel näher gelegen.« Dann schleppte er als Großtat seiner Höflichkeit den schweren Klubsessel für die Signora heran und erging sich in verlegenen ›Prego‹ und ›Grazie‹ auf Jennys weitere Ergüsse. Bis Hans die Szene unterbrach: »Gib ihm einen Scheck auf fünfhundert!«

»Einen Scheck?« Nur einen Augenblick schaute Jenny auf Hans und mit einem zweiten Blick auf Herrn Molina. Dann begriff sie schon alles. »Natürlich einen Scheck.« Sie zog das Scheckbuch, füllte sofort ein Blatt aus und überreichte Molina den Abriß. Das konnte sie sehr schnell.

Freund Molina las langsam die Unterschrift: Jenny Alden-de Montujo. Der Name kam ihm abenteuerlich vor, wie seinerzeit dem Posthalter in Torrevecchio – obschon die beiden wahrlich grundverschiedene Figuren waren. Aber er ging zu einer Nebentür, öffnete und rief zur Kasse: »Cinque Cento«.

Die Unterhaltung verstummte, obschon kein Engel durchs Zimmer ging. Bis das Geld kam, betrachteten sie alle drei das Schulbild aus der Unterprima. »Ach Jonny, du siehst heute noch genau so aus wie siebzehnjährig . . . Aber Sie, Herr Molina, sind eben ein richtiger Mann geworden. Nur das Energische – das sieht man bereits im Kinde.«

»Man wird halt älter«, sagte Molina bekümmert.

Ein Mädchen brachte aus dem Kassenraum vier Hunderter und für einhundert Lire kleine Noten. »Es freut mich, Ihnen helfen zu können, gnädige Frau«, sagte Molina, nachdem er nun schon in den sauren Apfel beißen mußte. Und mit einem Blick auf das ihn sichernde Papier und im Bewußtsein seiner Freundschaftstat zählte er das Geld auf dem Tische vor. Denn war es nicht Freundschaft, daß er auf den Scheck einer ihm unbekannten Alden-de Montujo sein bares Geld herausgab? Ein Risiko – aber für einen Freund. Ja, schließlich war es eben doch sein Kastor, der da vom Schulbild an der Wand – bedachte er mit einiger Wehmut. Und da ihm die Dame mit dem kuriosen Namen immerhin interessant vorkam, so wiederholte er wahrhaftig die Einladung zum Abend. Es ist eben doch ein Jugendfreund, und die Jugend, la giovinezza – die ist dahin.

»Nein, das ginge nicht«, rief Jenny schmerzlich. »Erstens muß er zum Schneider, und zweitens müssen wir doch zu . . .«, ja, da fiel ihr Meumann ein – »wir müssen zu Meumanns nach . . . Settignano; du weißt ja, Jonny, zu den vielen Katzen.« Denn mit diesem Molina, denkt Jenny, nicht eine Viertelstunde länger! Und Hans ist völlig ihrer Meinung. Nur weg von hier. Das ist kein Pollux mehr, der dicke Kerl. Auch seine Anzüge passen mir nicht. Gottlob, daß sie mir nicht passen! O Molina, Molina . . . wie die Zeit vergeht.

»Sehen wir uns noch?« fragt der herbe Freund mit einem möglichst galanten und dennoch etwas schmerzlichen Lächeln zu der Dame. Er hat sich trotz allen peinlichen Reden in das Erinnerungsbild des Freundes inzwischen etwas inniger eingelebt zu dieser Stunde; und er will, als Hans nun etwas plötzlich auf den Abschied drängte, in sich noch etwas Jugendzeit auffrischen. Denn ach, das Leben ist ja nicht sehr schön in seiner Reife. Ein bißchen Jugend hätte man im Grunde seiner armen Seele bitter nötig. »Also Hans?«

Doch Hans sagt nur sehr höflich und sehr freundlich: »Wir wohnen im Hotel Minerva.«

Jenny ging voran.

»Du willst sie heiraten?« flüstert Molina zu Hans. »Gefährliches Weib.«

»Vorläufig sind wir nur verlobt.«

»Hat sie – viel Geld?«

Hans nickt.

»Dann tu's – ha, ha – und laß dich eben nachher scheiden.« Er lachte zum ersten Male laut. Er hatte einen Witz gemacht. Er fühlte – einen kurzen Augenblick – sich wieder jung, der traurige Witwer von neunundzwanzig Jahren. »Aber keine Kinder, Hans!« meinte er noch beim letzten Händedruck und glaubte einen ehrlichen Freundschaftsrat zu geben. »Kinder sind Sorgen!«

»Warum hast du nicht wieder geheiratet, Molina? . . . schon wegen der Babies?«

»Ich bin zu selbständig – und mein Geschäft geht allem andern vor. Du verstehst . . . Also auf Wiedersehen.«

So schieden die Freunde vom Gymnasium in München. Auf Wiedersehen? dachte Hans, indem er die Treppe hinunterschritt zu Jenny, die schon auf der Straße wartete und soeben ein Taxi herbeiwinkte. Auf Wiedersehen? . . . Das stand auch schon im Telegramm. Ist aber ja bekanntlich nur eine höfliche Redensart. Wir wissen Bescheid im Leben. Nein – nicht auf Wiedersehen. Sie brauchten es nicht mehr; völlig entfremdet, wie sie waren, durch zehn kurze

classtests.com

– und doch so lange Jahre.

Hans ahnt zum erstenmal: Das ist die Zeit – die Zeit, die wächst und wandelt und älter macht. Es ist ein Unglück. Kastor und Pollux – das ist gewesen. Der eine gereift zum Philister in der Pflicht. Der andere ein ungereifter Taugenichts in Schönheit . . . Hans hat zwar ein schlechtes Gewissen vor Molinas ›Geschäft‹. Doch ist's ihm freier in der Seele als heute morgen noch vor jenem undeutbaren Meumann. Er weiß nicht recht, warum. Aber soviel weiß er: lieber ein Lump als ein Molina.

»Der dicke Ochse«, sagt Jenny, als sie im Taxi sitzen. »Da war mir der Lügner aber doch viel lieber, weißt du, der Meumann, unser Freund vom schiefen Turm.«

»Wir werden vielleicht alle einmal dicke Ochsen«, meint Hans so vor sich hin, »wenn wir vier Kinder zu versorgen haben.«

»Ja, Kinder machen alt«, sagt Jenny.

»Es kommt aber auf die Eltern an«, lächelt Hans.

»Von einem Molina möchte ich jedenfalls kein Baby – bei der Figur«, sagt sie und schüttelt sich vor Grauen.

»Und ich keinen gepumpten Anzug – bei der Figur«, gibt Hans wie ein Echo zurück, schaut aber gleich an seinem Frack herunter und poltert plötzlich wütend los: »Der Schneider muß ihn morgen fertig haben, den Karierten – allerspätestens morgen mittag. Sonst schlag ich ihn tot.«

»Bis morgen? – dann muß der Donatello zaubern können«, seufzt Jenny betrübt.

»Er muß ein Wunder tun, der Schneidermeister«, brüllt Hans sinnlos. In dieser Wut macht sich der ganze unbewußte Schmerz über den Molina und die verlorene Jugend frei. »Wozu hat ihn der Meumann denn empfohlen wie eine Verheißung! Der ist auch so ein Zauberkünstler.«

»Ach Jonny, vielleicht geschieht ja wirklich auch ein Wunder«, meint Jenny tröstend. »Bei den Katholischen ist es manchmal möglich. Meine Mama hat's hin und wieder einmal erlebt in Buenos Aires. Auch hat der Meumann so betont gesagt, daß er direkt ›am Dom‹ und beinah schon ›im Himmel‹ wohne – der Donatello. Man kann's nie wissen, wie er das so meint, der Götterbote. Mirakel hin – Mirakel her – bis morgen muß er's einfach schaffen!« erklärt Jenny sehr bestimmt. »Geschwindigkeit ist schließlich keine Hexerei für einen Götterboten-Schneider! Ich werd's ihm schon einreden. Denn es ist eine Lebensfrage.«

»Ich glaube nicht mehr an die Menschheit – seit dem Molina«, klagt Hans.

»So glaub' doch an den neuen Anzug, Jonny, süßer. In dem Karierten wird dir sicher wieder wohl.«

Hans nickt in tiefer Schwermut, während er aus der Taxidroschke wunschsüchtige Blicke auf die wimmelnden Passanten wirft: denn keiner von diesen Glücklichen trägt einen Frack. Er sah die Menschen in Blau und Gelb, in Grau und Braun – sah solche mit Streifen und glückselig Karierte. Und jeden dieser Alltagsmenschen beneidete er um so tiefer, je greller seine Hülle zu der anmaßenden Schwärze eines Frackes kontrastierte – mit Streifen seine schicke Glätte verneinte – oder gar mit den kreuz und quer gezogenen Linien eines Karierten die unerträgliche Feierlichkeit schlechthin durchstrich und brutal annullierte. Ja, ein Karierter – so wie ihn der götterhaft wissende Meumann, gewiß nicht nur aus Zufall trug – der bildete den wahrsten Gegenpol und Antipoden zur schwarzen Uniform der Herren-Mannequins in einer nichts als eleganten Welt. Und darum grade: es mußte ein Karierter sein. Das Leben für einen Karierten! . . . Und Hans schloß trotz der schwülen Luft den Mantel enger um den Hals und schob sogar den Kragen hoch.

Das Taxi hält. Sie treten ins Hotel Minerva. Vor ihrer korrumpierten Abendeleganz läuft im Foyer das ganze Personal zusammen. Würde Jenny den Gepäckschein für den großen Koffer nicht sofort dem Portier übergeben haben, man hätte bedauernd mit den Schultern gezuckt: »Besetzt – completo!« Hans spürt's, schämt sich wieder einmal. Denkt aber – wie zur Rettung vor sich selbst – sofort an Molina. Und der Kontrast erhebt ihn. Lieber ein Lump als so ein Molina. Denn Molina – das ist das Alter. Molina – das ist ein Unglück.

Aber das war offenbar nur eine Art ›Philosophie‹, was Hans da dachte. Fürs Leben kann jetzt nur ein Schneider helfen.

Donatello

In einem hohen, alten Haus am Domplatz von Florenz wird Hans bereits um vier Uhr nachmittags der so innig

classtests.com

ersehnte karierte Anzug angemessen von jenem Schneider Conti, der zum Vornamen Donatello heißt, nach dem gewaltigen Bildhauer. Ach, er ist ja selber ein Künstler, der Schneider Conti, Donatello. Meumann hat es gesagt, und diesmal hat der Götterbote nicht gelogen. Donatello hat keinen Laden, sondern sein Atelier ist eine kleine Wohnung im fünften Stock. Es sind drei Zimmer; das mittlere hinter dem Korridor ist der Empfangsraum für die Kunden. »Endlich einmal kein Hotelzimmer«, stellt Hans vergnüglich fest.

Donatello ist ein mittelgroßer Mann von sechsundzwanzig Jahren, schlank in den Hüften, mit einem bronzefarbenen, ernsten, regelschönen Kopf, als wäre er Apoll. Die Lippen sind geschwellt. Die Nasenflügel sind geschwungen. Die braunen Augen liegen unter geschweiften Stirnbögen. Das Haar sitzt in antiken, kurzen Ringellocken. »Ein schöner Kerl«, sagt Jenny. Und Hans ist angenehm berührt über die freundliche Aufnahme durch den neuen Göttermenschen. Denn Meumann – ach, dieser Freund und Retter Meumann – er war soeben hier gewesen und hat sie gut empfohlen und die nötigen Informationen gegeben, um das berechtigte Staunen Donatellos vor ihrer fatalen Erscheinung vorwegzunehmen und alles mögliche Mißtrauen in ein romantisches Interesse an ihrem Abenteuer zu verwandeln. Der schneidernde Apollo zeigt denn auch eine spontane Anteilnahme an ihrem Schicksal und ihrem Aufzug. Selbstverständlich würde prestissimo der neue Karierte in Arbeit genommen werden. Prestissimo. Er spricht vorerst fast ohne Gesten, langsam und klar, mit einem leichten Singen sein schönes Italienisch.

»Das schöne Auto!« klagt er und schnalzt bedauernd mit der Zunge an den Zähnen. Hoffentlich käme es wieder. Ja, Gauner gäbe es nicht nur in Rumänien! Auch hier müsse man sich vor vielen Fremden in acht nehmen. Die sähen manchmal sehr elegant aus, und dann verschwänden sie ohne Zahlung.

Hans errötet, und auch Jenny ruft erschrocken: »Wir geben Ihnen sofort einen Scheck – zur Anzahlung.«

Jetzt aber ist die Verlegenheit an Donatello. Er wehrt mit beiden Händen jeden Argwohn ab. Nein, das ginge natürlich nicht auf sie, um Gotteswillen. Denn Meumann habe sie ihm ja empfohlen, per Bacco!

Aber die jederzeit spontane Jenny läßt es sich jetzt nicht nehmen, mit ihrer Füllfeder ein Blatt aus ihrem Scheckbuch im Nu in dreihundert Lire zu verwandeln. Donatello nimmt das Papier nur mit dem höflichsten Widerstreben entgegen. Was Meumann von ihm denken werde? klagt er. Denn dieser Tedesco, dieser deutsche Herr sei ein echter Signore, ein Gentiluomo, ein Ehrenmann, ein großer Schriftsteller – ein Künstler. Das eben verbindet sie, Meumann und ihn, seit den vier Jahren, da er in Fiesole oben wohne.

Jenny horcht auf – hieß es nicht Settignano?

Die Kunst, fuhr Donatello fort, bringe die Menschen zusammen. Außer der Liebe natürlich. Liebe ist groß. Liebe und Kunst – das sei die ›Renaissance‹ – das neue Aufblühen der Menschheit – Rinascimento! Ja, das sei das alte Florenz, aus dem er stamme. Er führt sie im Empfangszimmer herum: »Hier sehen Sie an den Wänden; diese Aquarelle, den Ponte vecchio, den Signoria-Palast, diese Vedute aus dem Boboli-Garten – das ist von *mir*.« So sagt er, senkt bescheiden die Augen und zitiert lächelnd: »Anch' io son' pittore . . .«

Jenny bewundert sein Lächeln ebenso wie die bunten Bilder, von deren bescheidenem Wert man hier aus Takt nicht sprechen soll. Denn Donatello Conti ist zu schön für irgendwelche Kritik. »Ich male auch in Öl«, fährt der Schneider-Maler fort und zeigt auf die Kopie eines der vielen büßenden Hieronymusse des Ribera: ein vor lauter Tonigkeit fast schwarzes Bild mit vielen Verwischungen des Pinsels. Der schüttere Bart des Eremiten hatte dem Kopisten viel Mühe gemacht. Das sieht man auch.

»Großartig«, sagt Jenny, und sie findet es wirklich auch großartig. So ein Schneider! Auch Hans steht starr vor soviel Kunst, die er sonst nur in einem Museum erwartet hätte, und sagt von dem wenigen, was er auf italienisch sagen kann: »Bellissimo«.

Das habe er von seinem Vater, bekennt Donatello stolz. Die Kunst sei in der Familie. Kunst sei angeboren. In den Kindern wirke das Genie der Väter. Ist es nicht so? Es sei Blutsache. Cosa di sangue! Und er lächelt beglückt über die Begeisterung seiner Kunden, wobei er Hans in der Anrede fast häufiger bedenkt als die Signora, deren Brillanz ihn ängstlich macht. Sein Vater habe zwar nicht gemalt, fährt er fort; er habe sich gewissermaßen als Plastiker betätigt, indem er berühmte Köpfe in Gips abgoß. Zum Beispiel da oben auf dem Schrank: der König Umberto mit den zwei überlangen Schnurrbartspitzen – molto difficile. Dreimal sei der Guß mißraten. Aber schließlich sei er gelungen: eine Meisterleistung der Gipsguß-Technik! Dann zeigte er die kolorierte Brustfigur des Niccolo d'Uzzano von Donatello, die neben dem Umberto von dem großen Schrank herniederschaute. »Das ist auch von meinem Vater – nach Donatello! Und aus der Verehrung für diesen Großen nannte er mich bei der Taufe eben ›Donatello‹.«

Er sei zwar auch nur ein Schneider gewesen, sein Vater. Aber schließlich sei ein Schneider in gewissem Sinne auch ein Künstler – ja ein Plastiker des Körpers. Denn er lege um die natürliche Statue des Menschen eine zweite Haut in einem zweiten Stil. Er müsse das Körpergefühl in Formen aus Stoff und Watte, in Linien und Nähte umsetzen; und wenn ein häßlicher Menschenkörper durch ihn – Conti, Conatello – in seinen Stil der Kleidung eingegangen sei, so sei er zu einer neuen Statue geworden: ein Werk der Kunst – und sei es auch nur der Schneiderkunst.

classtests.com

Dabei sieht Donatello auf Hansens Frack und erinnert sich endlich, daß er nun auch als Schneider wirken und reden müsse. Er holt mit Hilfe eines jungen Burschen die Stoffe vom Regal. Hans zieht den Rock aus und sieht sich immer wieder die bunten Wände an.

Jenny fingert an den Stoffen herum, schielt schräg nach Donatello hin, und sagt ganz plötzlich und mit Energie: »Er muß ihn aber morgen haben – den Anzug – prestissimo.«

»Morgen?« ruft der Schneider, und steht starr vor dieser Zumutung. Er wirft die drei schweren Stoffballen von seinen Armen auf die große Tischplatte, rollt die Augen, reckt die Schultern auf und nieder und beteuert die Unmöglichkeit einer so rapiden Produktion mit einem verzweifelten: »Impossibile!«

»Aber ich im Frack«, klagt Hans mit weinerlichen Tönen.

»Sie müssen ein Wunder tun, Maestro Conti – miracolo!« flötet Jenny mit allen Zaubern ihrer Weiblichkeit.

Aber Donatello versichert unter bedauernden Gebärden, daß er kein Wunder tun könne, und daß vor zwei Tagen an die Fertigstellung des Kunstwerks nicht zu denken sei. Sie müßten ja sonst die ganze Nacht durchschneidern – seine Gesellen und er – und das sei eben doch unmöglich – impossibile!

Darauf kann selbst eine Jenny nichts erwidern; und Hans stöhnt nur: »Lieber im Pyjama morgen – als noch einmal in diesen Frack!« Er blickt, ein geschlagener Mann, resigniert ins Leere, durch die Wand.

Donatello hat jetzt seine Ballen auf dem Schneidertisch ausgebreitet; aber bevor er noch die einzelnen Rollen aufwindet – da tippt Hans überraschend heftig seinen Arm an und weist zu einem Bild, das über der Tür zum linken Nebenraum befestigt ist, in dem die Gesellen ihre Arbeit taten. So viele Bilder wurden ihm gezeigt, aber: »Wer ist das?«

In einem breiten Goldrahmen sieht man die vergrößerte Photographie einer engelhaft schönen Frau, scheinbar ein Mädchen von neunzehn Jahren, mit großen klaren Augen, dunklem, glatt gescheiteltem Haar, einer feinen Nase – und Lippen, die so zart und rein den lächelnden Bogen des Mundes begleiten, daß sie nur leise geöffnet schon singen könnten, aber nie küssen werden.

»Es ist meine Frau«, sagt Donatello und macht traurige Augen. Jenny sieht auch zum Bild und übersetzt.

»Ihre Frau?« fragt Hans tonlos und starrt das Bild versonnen an.

»Ach, sie liegt zu Hause – es geht ihr gar nicht gut.«

»Krank?« fragt Jenny. Donatello schaut sie nur groß an. Es ist eigentlich zum erstenmal, daß er Jenny voll ins Gesicht schaut. Die Augen sind ihm feucht geworden. Er kann kaum antworten, und zuckt mit der Stirne, um anzudeuten, daß es durchaus nicht gut um sie stehe – um diesen Engel da auf dem Bild. Dann aber wendet er sich wieder zu den Stoffen und breitet sie aus.

Hans aber sagt mit trübem Ton zu Jenny: »Ei verflucht – schau dir den Engel an – so war die tote Kreszenz . . . nur in Blond . . . kurios . . .« Und seine Rede erstirbt in einem melancholischen Gemurmel.

Jetzt suchte man die Stoffe aus. Englische Ware. Große karierte Auswahl. Ein bescheidenes, aber ein gediegenes Geschäft. Die schönsten Tuche sind nach Jenny eines in Grau mit blauem Farbfaden und eines in Gelblichbraun mit rotem Farbfaden. »Das mit dem Roten wäre mehr für Meumann, denn der ist schwarz. Aber das Graue mit dem blauen Strich, das paßt zu deinen Augen.«

Und so wurde es gemacht. Hans ist mit jedem Stoff zufrieden. Nur endlich aus diesem Frack heraus! Aus dieser Affenjacke, aus dieser Seelenschande! Und noch bis übermorgen muß er warten! »Bitte bald«, fleht Hans den Donatello an und klopft ihm auf die Schulter.

»Subito«, antwortet der Schneider; »wir lassen alles andere liegen; wir fangen heute noch an – und übermorgen ist er fertig.« Er hebt zwei Finger, um zu bedeuten: »Übermorgen – zwei Tage.« Dann zieht sich Donatello den Rock aus, mißt und gibt Befehle an den Zuschneider.

Der ist ein kleiner, alter Mann mit einem Zwergenbart und breitem Buckel. Man ruft ihn Baldassare. Er nickt mit seinem großen, guten Gesicht. Seine Glatze leuchtet. Seine Brille blitzt. Er humpelt und dienert eilfertig um den neuen Kunden herum.

Hans schaut derweilen in allen Posen der Messung durchs Fenster auf die Wand des Domes, der über der Gasse ganz nahe vom Haus des Schneiders aufragt und es dämmerig beschattet. Es liegt an der Umgangstraße, hinten am Chor der Kirche: la Cattedrale di Santa Maria del Fiore – Maria von der Blume. Fiore – das ist die Wappenlilie von Florenz. Man sieht sie überall auf Mauern und Palästen. Donatello erklärt's. Die weißen Marmortafeln mit den Inkrustationen wirken im Rahmen des kleinen Fensters der Schneiderwerkstatt doppelt mächtig: als riesige Teile und Andeutungen eines noch riesenhafteren, unsichtbaren Ganzen. Sie erdrückt fast, die Wucht. Die Ahnung der marmornen

classtests.com

Himmelshöhe da draußen macht uns besinnlich, fällt in unser Herz. Und von der Wand sieht die Kreszenz, das Engelchen, ins Dämmern dieser Schneiderstube mit den farbigen Bildern des Jünglings Donatello. Der büßende Hieronymus in der Höhle verschwimmt fast in den warmen Schatten des Raums. Er sinnt über seinem Totenschädel neben dem heiligen Buch. Alles ist still. Denn Jenny blättert in einem Journal. Donatello mißt mit ernsten Augen an Hansens Körper herum und ist in diesem Augenblick von ganzer Seele nichts als Schneider und Menschenplastiker.

»Wir werden ihn sehr gut machen, Signore«, sagt er. »Ihre Figur ist eine Statue; es wird ein echter Donatello!« Er lacht mit Mund und Augen.

Beglückt nickt Hans seinen Dank, in tiefer Sympathie zu diesem naturhaften und von der Schönheit begnadeten jungen Menschen. Er vergißt jetzt, zum erstenmal seit gestern, seinen Frack. Er ist versonnen – schaut bisweilen auf das Engelchen an der Wand über der Tür, und gönnt es dem braven Donatello. Und an Jenny denkt er jetzt nicht.

Da schrillt in der Werkstatt nebenan das Telephon. Der Schneider wirft im Augenblick das Maßband hin, springt auf und eilt zum Apparat ins Nebenzimmer. Läßt in der Hast die Türe offen. Donatello fragt erregt und gibt erregte Antworten. Man hört sehr oft das Wort »Dottore«. Jenny paßt wie ein Luchs auf, was Donatello telephoniert. Sie fragt leise den in sein Buch notierenden Zuschneider Baldassare: »Was fehlt der Frau?«

Der gute Alte – er ist schon über siebzig – schaut durch die Brille vorsichtig nach dem Nebenraum, als dürfe er's aus Takt nicht sagen, obschon es kein Geheimnis bleiben kann: »Oh, sie ist kein Mensch, sie ist ein Engel«, sagt Baldassare und blinzelt wieder durch die Brille. »Sie ist so zart wie die Madonna. Es ist gefährlich für sie . . . Sie bekommt ein Kind.« Und mit erneutem Seitenblick in die Werkstatt flüstert er und zeigt zugleich auf den Kalender: »Es ist ein Unglückstag – es ist der Dreizehnte.« Er hält den Finger auf den Mund.

Denn Donatello kommt zurück; wischt sich den Schweiß von der Ephebenstirne. »Wir müssen heute länger hier bleiben«, sagte er zu dem Alten. »Der Arzt weiß noch nicht, ob sie in die Klinik muß.« Er zittert am ganzen Leibe.

»Ist es schlimm?« fragt Jenny teilnehmend.

Er sieht der Dame gar nicht ins Gesicht, als ob er ihrer Teilnahme nicht glaubte. »Man kann es nicht wissen – sie ist so zart – sie –.«

»Ich habe es den Herrschaften mitgeteilt«, sagt Baldassare und streicht verlegen über seinen Zwergenbart. Vor Trauer scheint sein Körperchen sich zu verkleinern. Nur der Buckel wuchtet breit.

Donatello nickt ihm zu, es sei gut so. Dann seufzt er tiefatmend, indem er alle wie hilfesuchend ansieht: »Es ist eine Katastrophe. O Gott, der Arzt befürchtet, daß es zwei Kinder sind.«

Der Alte greift sich an den Kopf vor Schrecken. »Gemelli?« ruft er.

»Ja, Zwillinge, in diesem armen, kleinen Mädchenkörper. Glauben Sie mir, sie ist ein Kind. Es wird sie sprengen, wenn es so ist.« Er läßt sich in heller Verzweiflung auf einen Stuhl fallen.

Aber bevor Jenny mitleidig etwas Nettes oder Kluges sagen kann, springt er schon wieder auf, faßt sich und sagt zu Hans mit traurigem Lächeln: »Mein Unglück ist für Sie, Signore, ein kleines Glück. Denn Sie können statt morgen früh schon heute abend Ihren karierten Anzug anprobieren; erste Anprobe.«

Hansens Gesicht strahlt einen Augenblick hell auf.

»Wir müssen in der Werkstatt bleiben«, fährt Donatello fort. »Denn zu Hause, es ist da drüben in der Via Rosselino, habe ich kein Telephon. Und darum muß jemand hier am Draht bleiben, wenn der Arzt etwas zu sagen hat. Ach, sie will nicht in die Klinik; sie hat eine Todesangst vor jedem Spital. Aber wenn es zwei Kinder sind – dann ist es wohl notwendig – ach, und dann lassen sie mich nicht dabei sein.« Er seufzte: »Dio, Dio . . . Ja, und da arbeiten wir beide hier durch – Baldassare und ich – und schneidern gleich Ihren Anzug. Und wenn Sie heute abend gegen acht oder neun Uhr schon wieder kommen wollen, so werden wir gleich die Teile an Ihnen abstecken, und Sie haben schon eine Ahnung – von Ihrem neuen Stil – und morgen stehen Sie vielleicht schon in ihrem karierten Anzug.« Er lächelt wieder über seinen Schmerz hinweg: »Es ist also doch so etwas geschehen – wie ein Wunder.«

»Grazie«, dankt Hans gerührt. Aber angesichts des traurigen Donatello wagt er sich nicht so richtig loszufreuen über die beschleunigte Befreiung aus dem Frack.

»Sie sind charmant, Herr Conti«, schmeichelt Jenny. »Ein guter Mensch und ein Künstler! Und ganz gewiß geht es gut mit Ihrer kleinen Frau.« Sie gibt ihm die Hand und zieht Hans mit sich zum Ausgang.

Aber da läßt Donatello in seiner seelischen Bewegtheit Jennys Hand nicht los und gleichzeitig faßt er Hans am Arm und schiebt die beiden zur Tür des rechten Nebenzimmers, das der Werkstatt gegenüberliegt.

Sie sehen hinein. Das Gemach ist klein und hat nur ein Fenster. Es ist Donatellos Malatelier. Die Wände hängen voll von ungerahmten Bildern und Skizzen. Am Boden liegen Rollen von Papier und Malgerät. Eine zerschlissene

classtests.com

Ottomane steht an der Wand.

Aber auf einer Staffelei sieht man ein angefangenes großes Bild. Es wird kaum zur modernen Kunst gerechnet werden. Es gehört zum musealen Stilbereich von Sassoferratos zarten Marien in Rosa und Himmelblau. Man sieht erst die hellgelbe Grundierung, noch keinen fertigen Hintergrund. Aber die sitzende Frauenfigur in Madonnenhaltung hat bereits ihren Umriß, und ihr Kleid leuchtet in einem hellen Blau. Der Kopf – ja am Kopf hat er schon alles ausgemalt – man kennt ihn gleich, trotz aller Unsicherheit des Pinsels in den Schattierungen von Mund und Nase. Aber die Augen – wahrhaftig das Schwerste – hat er getroffen. Die Liebe hat hier mehr vermocht als alle Kunst des braven Donatello. Es ist seine Frau – dies Kind, das Mutter wird. Die schwarzen großen Augen schauen mit ernstem Engelsblick auf die Beschauer.

Es ist nicht Kunst – es ist Gefühl, was da gemalt ist. Die beiden empfinden es und sind kirchenstill. Hans schluckt trocken und zieht die wehe Braue hoch in seinem zarten Pierrotgesicht. Er denkt an Kreszenz. Jenny lehnt an der Wand und schaut an sich hernieder. Sie kann aus irgend einem Grund nicht allzu lange in diese Augen auf dem Bilde sehen. Sie verpflichten – diese Augen, mit dem unbeweglich langen, starr verweilenden Blick. Aber wozu – zu was verpflichten sie? Jenny weiß es nicht. Sie kann es nicht wissen, das Unbewegliche, das Dauernde, das Seiende – das, was nicht außen ist, sondern das, was innen ist.

Das Schicksal in der Schublade

So stumm und versonnen Hans und Jenny auf die Piazza Santa Maria Novella ins Hotel Minerva zurückfuhren und sich in ihren beiden Zimmern häuslich machten – so friedlich hatten sie noch selten harmoniert auf mehrere Stunden. Aber es war doch nicht die wahre Eintracht. Bei Jenny stimmte es gerade mit dem Frieden. Bei Hans war's einfach Windstille der Seele. Jenny packte glücklich ihren soeben angekommenen Riesenkoffer aus, badete, wusch sich, malte an sich herum, rauchte. Hans hatte seine verfluchten Hüllen der Mondänität abgestreift und lag ebenfalls gebadet und gesäubert in einem weiten Kimono von Jenny auf dem breiten Doppelbett. Sie sprachen wie auf Verabredung kein Wort über Donatellos Schicksal, auch nicht von der Frau, auch nicht von ihrer Heirat. Sie waren bei aller Friedensstille in diesem Augenblick – kein Liebespaar. Jenny, die sonst ihr halbes Dutzend Puppen in jedem Hotelzimmer gleich auf der Chaiselongue gruppierte, ließ ihre ›Kinder‹ im Koffer liegen. Sie plapperte auch nicht von tausend Dingen. Sie summte nur die ›Giovinezza‹ vor sich hin. Die grünen Läden hatte sie aufgemacht.

Der Himmel zeigte sich wieder bewölkt. Man war ja im April, zudem am dreizehnten. Das Zimmer lag gegen Osten nach dem weit offenen Platz vor der Dominikanerkirche mit der großlinigen Fassade. Eine milde Abendstimmung lag im Raum und lullte das Bewußtsein und alles Denken ein.

Jenny lackierte am Fenster vor der offenen Schublade des Toilettentischchens ihre Nägel. Hans starrte an die Decke. Nach einiger Zeit meinte er: »Wir müssen morgen auf die Polizei und nach dem Wagen fragen.«

»Wenn sie ihn erwischen, den Kerl, den lausigen«, sagt Jenny, »dann kriegen sie ihn jetzt gleich oder nie.«

»Wieso?«

»Solange er kein Geld hat, kann er ja kein Benzin kaufen, und momentan hat er sicher keines, denn die Chips nimmt man ihm nur in Monte Carlo ab. Wenn er sich irgendwo aber Geld verschafft – sei es bei seiner Bande oder in irgend einem Spiellokal –, dann malt er sich einfach eine neue Nummer und verschwindet irgendwohin . . . der traurige Lump.«

»Du sprichst etwas heftig von deiner Liebe von gestern.«

»Er hat mich bestohlen und angelogen!«

»Ja, und du, Jenny, mit deiner gemeinsamen Flucht?«

»Ich? – Du bist sehr ungerecht.« Eine andere Antwort hatte sie nicht.

Hans zündet eine Zigarette an. »Jedenfalls müssen wir die Zeitung lesen, vielleicht steht schon etwas darin über den Burschen.«

Sie läuten nach einem Boy, der ihnen eine Abendzeitung bringen soll. Aber vergeblich. Die Klingel scheint nicht zu funktionieren. »Egal«, sagt Hans, »wir können damit warten bis zum Abendessen. Der Karren verläuft sich ja sowieso.«

Lange Pause. Dann sagt sie: »Du, nach dem Schneider – er tut mir übrigens so leid – da gehen wir zu Lapi in den

classtests.com

Palazzo-Keller und schmausen bei Gesang und Makkaroni. Wir ganz allein! Freust du dich, Hans?«

»Ja.«

»Oder sollen wir Meumanns einladen als Dank – wenn sie kommen?«

»Nein.«

»Du bist so schweigsam, Jonny. Oder bist du wieder sentimental? Fehlt dir etwas?«

Hans lächelt: »Meinst du, mir fehlt mein Zylinder?«

Wieder Pause. Sie feilt wieder an ihren Nägeln, beugt sich über die Schublade des Toilettentischchens und ist merkwürdig lange völlig stumm.

Auf einmal ruft sie: »Hans, da lese ich eben eine tolle Sache, die auf der Insel Ischia passiert ist. Da ist so ein erloschener Vulkan, der aber noch Minerale hat und Quellen sprudelt.«

»Wo liest du denn das?« fragt Hans verwundert.

Denn Jenny manikürt sich emsig, über ihren Toilettentisch gebeugt.

Ohne aufzublicken sagt sie: »Nun, hier in der Schublade.«

»Wieso?« Hans macht ein dummes Gesicht.

»Die ist nämlich ausgelegt mit einer alten Zeitung – mir scheint vom letzten Jahr.«

»Vor einem Jahr? Ach Gott, dann ist doch alles nicht mehr wahr. Der Molina . . . der ist ja auch nicht mehr wahr . . . mit der Zeit sind wir alle nicht mehr wahr.« Hans ist sehr melancholisch.

»Aber hör mal, das ist doch eine Gemeinheit!« Jenny übersetzte jetzt so von ungefähr und sachlich nicht genau, was sie da las: »Da hat ein Wirt auf Ischia, am Fuß des Monte Epomeo, eine Mineralquelle in seinem Garten entdeckt und dann ein Kurhotel daneben bauen lassen. Kaum aber war das Haus fertig gebaut, da ist die Quelle vertrocknet und versiegt und sprang dafür auf einmal in einem ganz andern Ort heraus, in Mortara. Nun wollte sich der arme Wirt sein Etablissement erhalten und hat in seiner Verzweiflung durch eine Röhre einen Bergbach in die Gesundheitsquelle hineingeleitet. In dem Bergwasser waren aber unglücklicherweise Typhusbazillen. Ist das nicht gemein? Da wurden alle Gäste krank von diesem Wasser, von dem sie gerade gesund werden wollten. Der Wirt wurde verhaftet und starb im Gefängnis, auch am Typhus. Aber kaum daß er tot war – was meinst du? – da sprudelte die echte Quelle wieder ganz richtig aus dem Monte Epomeo. Und in dem andern Ort, Mortara, da hörte sie auf einmal wieder auf . . . Das ist doch kaum zu glauben, so ein Zufall. Das wäre etwas für den Meumann . . . Der lügt noch was dazu . . . Aber hör noch den Schluß: Jetzt hat das Kurhaus des toten Wirtes ein anderer übernommen, ein gewisser Raselli, und der verdient sich viel Geld damit . . . Ich finde das gemein und ungerecht – vom Schicksal.«

Hans hat aufmerksam zugehört. »Ja, das sogenannte Schicksal, glaub ich, ist überhaupt sehr blind und ungerecht. Denk an den guten Donatello und seine arme Frau. Aber was kann man dagegen tun, gegen das Schicksal? Und was willst du von einem steinernen Berg und seinen Quellen? Die Menschen sind ja auch nicht immer gefühlvoller. Es geht halt mit den Menschen um, das Schicksal – wie du mit deinen Puppen, Jenny. Gestern noch auf dem Sofa als Ehrengäste und Lieblingskinder, heute tot und begraben im Handkoffer . . . Ja, ja, mach nur kein mißlauniges Gesicht . . . Du wirst mich auch noch in den Handkoffer packen.« Er sagte es nicht böse, eher mit scherzhafter Resignation.

Sie merkte nur den Scherz, nicht aber die Resignation. »Ach Hans, ich bin weiß Gott nicht ungerecht. Ich liebe doch meine Puppen, und dich, Jonny, liebe ich noch viel mehr. Heute abend, Hans, im Lapi – wir allein? . . . Komm, wir ziehen uns jetzt an, es ist gleich acht Uhr. Aber vorher will ich dich noch küssen.« Sie setzt sich auf sein Bett und küßt ihn. Er erwidert ihre Zärtlichkeit mehr gutmütig als leidenschaftlich. »Du bist mau!« sagt sie lustig. Dann geht sie in ihr eigenes Zimmer hinüber zum Anziehen.

Sie wählt das Strickkleid. Für heute hat sie Abendkleid genug gehabt. Ungern kehrt Hans in seinen verfluchten Frack zurück, obschon er gebürstet und gesäubert ist. Auch der Mantel sieht wieder passabel aus. Nur das zerknitterte Hemd ist unmöglich. Er beeilt sich nicht mit dem Anziehen. Jenny ist früher fertig als er. Das ist sie wahrlich nicht gewohnt. Ungeduldig murrt sie: sie gehe voraus in die Halle und lese die Abendzeitung. Gut.

Als Hans nach zehn Minuten in die Halle hinunter kommt, den Mantel wieder hochgeschlossen und eine Baskenmütze Jennys auf dem Kopf, da eilt sie ihm aus einer Gruppe von einem halben Dutzend Menschen entgegen und ruft entzückt: »Du, Willis sind da. Alle beide und Peggy.«

»Willis?«

»Weißt du, die Willis aus Frankfurt am Main, wo ich ein Jahr in der Pension war. Sie sind mit zwei Engländern. Sie

classtests.com

feiern heute abend hier im Hotel ein kleines Fest zu Peggys zweijährigem Hochzeitstag, obschon Egon leider nicht dabei ist. Ulkig: ›Das Fest der unverstandenen Frau.‹ Es kommen auch noch andere Deutsche aus der Porta Rossa und dem Excelsior. Achtzehn Personen im ganzen. Darunter ein Graf Holt. Den kenn ich von früher. Dann zwei Berliner Theaterdirektoren; es sind Brüder; ich glaube, sie heißen Schneller. Und der Dichter Selmar, sicher ein Pseudonym. Du, sie laden uns ein; wir sollen auch!«

»In meinem Frackhemd? Und überhaupt . . . so viel Berlin. Ich dachte, du freust dich auf uns zwei allein beim Lapi? . . . Und schließlich bist du doch keine mißverstandene Frau?«

»Doch – du verstehst mich miß. Sonst würdest du eben nicht nein sagen.«

»Wir gehen jedenfalls zuerst zum Donatello – und das mit der ›unverstandenen Frau‹, das wollen wir uns noch überlegen.«

»Aber ich muß dich jetzt vorstellen.«

Das geschah. Die Willis waren ein widerlich aufgetakeltes altes Ehepaar. Er mit gefärbtem schwarzem Schnurrbart zum ergrauten Haar. Sie übervoll mit Schmuck behängt, und aus dem reichlichen Decolleté quoll das ein Leben lang zu gut genährte Fleisch. Die Tochter Peggy war ein kokettes kluges Ding von achtundzwanzig Jahren, das die zwei englischen Herren stark mit sich beschäftigte. »Also, Sie kommen beide sicher?« fragt Frau Willi zum Abschied.

»Hoffentlich klappt's mit ihm«, ruft Jenny in der Drehtür zu Willis hinüber und zieht eine ärgerliche Grimasse. Zu Hans aber sagt sie: »Du bist wirklich mau. Was ist mit dir? Jetzt hast du dich geärgert und sagst nicht einmal: Ei verflucht!«

Sie schüttelt den Kopf und winkt einem Taxi.

Die heilige Nacht

Donatello ist nicht in der Werkstatt. Nur der Zuschneider Baldassare und der kleine Ausläufer geistern in dem wenig erhellten Raum. Eine Stehlampe brennt auf dem Mitteltisch, an dem der Alte bei der Arbeit saß, als Hans und Jenny eintraten. Sein Rücken scheint heute abend vom gebeugten Sitzen noch breiter und buckliger geworden. Er geht auch tief gebückt, der kleine Mann; nur sein grundgütiges Gesicht mit der klumpigen Nase über dem weißen Bart hebt sich empor, wenn er mit Menschen redet. Der Alte berichtet: sie hätten die Frau des Meisters vor einer halben Stunde aus der Wohnung in die Klinik abgeholt und Donatello sei natürlich mitgefahren. Aber im Spital durfte er nur bleiben, solange es gerade kritisch stand. Er werde wohl bald wieder hier erscheinen. Aber sehr glücklich werde er nicht aussehen, sein Padrone.

So erzählt der Alte und rückt seine Brille. Dann holt er die zusammengesteckten Teile des werdenden Anzugs aus dem Nebenraum, und während er sie zurechtlegt und Hans seinen Frack wieder auszieht, brummelt er – zwischen den Stecknadeln hindurch, die er nach Schneiderart im Munde hält – geheimnisvoll wie zu sich selber: »Ach leider, es sind wohl Zwillinge. Man hat die Köpfe zu tasten versucht. Aber zwei verschiedene Herztöne von den kleinen Herzen hat man noch nicht gehört. Sie müssen winzig sein, die ungeborenen Bambini. Der Arzt kam erst sehr spät auf die Vermutung. Aber nun machen sie in der Klinik eine Durchleuchtung, wenn die Signora dazu noch stark genug ist . . .«

Er wischt sich die Augen, der gute Gnom. »Die arme Frau . . . povera Signora«, murmelt er zärtlich, »poverissima ragazza«, und schüttelt den Kopf . . . »poverina ... so ein Engelchen . . . poveretta.« Der Alte sang es beinahe. »Ein Kind ist sie selber . . . poverella . . . ein armes Kind . . . und muß nun selber Kinder gebären . . . rein wie die Madonna . . .« So raunte der alte Baldassare.

Der Anzug ist gesteckt. Hans steht vor dem dreifachen Spiegel und dreht und wendet sich. Der kleine Laufbote hält die Stehlampe. Er ist ein zarter Knabe von fünfzehn Jahren, schön, wie ein Engel mit der Leuchte auf einem Marmorsarkophag. Er heißt Gaspare, aber sie nennen ihn oft Sparino. Jenny findet ihn niedlich.

Baldassare trippelt bucklig um Hans herum; bald kniet er am Hosensaum, bald reckt er seinen Zwergenkörper hoch, um an den Schultern Korrekturen anzukreiden.

Jenny zupft hier etwas und da etwas zurecht. Der Karierte sieht vielversprechend aus. »Wunderbarer Stoff, so weich wie ein Mäusepelzchen. Schön sind diese Karos aus grau-blauen Linien. Hans, du bist ein Gent.«

Baldassare schnauft vom vielen Bücken. Er hat den Mund voller Nadeln. Er steckt ab, glättet und strafft und bittet gelegentlich um eine andere Haltung. »Den linken Arm hoch, gut so, bene.« Dann zieht er seine Uhr. »Wenn es nicht sehr bald gut geht, da drüben in der Klinik, so werden wir eben heute nacht noch weiter nähen . . . Denn ich kann nicht

classtests.com

schlafen, wenn ein Engel stirbt . . . Oh, Madonna . . . das darf nicht sein . . .«

Hans sieht zum Bild empor über der Türe.

Jetzt kommt Donatello. Man hört das Haustor unten gehen und sein Schritt. Jenny ruft ihm sofort an der Tür entgegen: »Wie geht's ihr?«

Er ist blaß, und seine Lippen finden nicht einmal sofort den Gruß. »Sie hatte wieder die Wehen; dann kam sie in die Klinik . . . Ob es Zwillinge sind, weiß man noch nicht. Sie ist zu schwach für die Röntgen-Durchleuchtung. Aber um halb neun haben die Wehen wieder ganz aufgehört. Man wird sie auch noch nicht durch Einspritzungen beschleunigen, denn wir erwarteten die Geburt ja erst in zwei Wochen. Es kann womöglich noch Tage dauern.« Jedenfalls hätten ihn die Ärzte jetzt nach Hause geschickt. Aber vielleicht daure es nur noch Stunden. Dann werde man hierher telephonieren.

Donatello seufzte und stellte sich dann vor Hans in seiner werdenden Hülle hin. »Die Farbe steht gut zu Ihnen, Signore. Aber Padre Baldassare«, wandte er sich zu dem Alten, »die Schultern! Der Ärmel geht mir zu weit hinauf. Nicht zu eng; der Stoff ist keine Tapete; er darf nicht kleben; er muß fließen; er ist eine Hülle, die den Körper luftig wiederholt . . .« Und er nahm die Kreide selber in die Hand und verschob die Wattierung unter Hansens Schultern derart, daß der eine fertige Ärmel locker hing. »Ecco, und nun wird weiter genäht . . . Nicht wahr, Baldassare, wir haben zu warten.« Und zu dem Jungen: »Du, Gasparino, mußt um zehn nach Hause. Wir andern bleiben hier bis zwölf. Ist bis dahin nichts geschehen, so geht einer von uns heim ins Bett . . . Aber ich lasse uns im Caféhaus zwei Espressi holen.«

Er winkte dem Ausläuferbuben und gab ihm Geld. Und als er auf Hans sah, der seinen Frack mißmutig wieder anzog, fragte er: »Wollen Sie auch Kaffee mit uns trinken?«

Jenny rief: »Nein, vielen Dank, wir sind eingeladen – und wir haben den ganzen Tag noch nichts Warmes gegessen. Wir müssen gehen.«

»Ach wieder im Frack – und mit dem Hemd – und zu diesen Willis womöglich. Ich habe es satt, schon wieder in der Narrenhaut herumzulaufen.«

»Wir hätten zur Not einen Konfektionsanzug kaufen können«, fällt es Jenny ein. »Aber erstens waren wir nach unseren allerwichtigsten Gängen schon zu abgespannt (sie dachte an Molina), und zweitens denkt unsereins natürlich nie an Konfektion.« Sie sprach deutsch, damit der Schneider das beschämende Wort ›Konfektion‹ um Himmels Willen nicht verstehen könne.

»Dafür ist es zu spät«, sagt Hans. »Ich komme nicht.«

»Aber Hans, wir sind doch eingeladen.« Und sie wiederholt auf italienisch, daß sie eingeladen seien und daß sie essen müßten.

Donatello fühlt instinktiv, daß Hansens Wünsche gegen Jennys Wünsche stehen. Sein Herz – das Herz ist undeutbar und souverän – es fühlt viel mehr auf Hansens Seite. Er spürt wohl auch Hansens ›Herz fürs Volk‹, das Jenny ihrerseits so komisch findet. Er sagt: »Ich kann Ihnen im Ristorante etwas holen lassen. Es ist unten im Haus. Sie lasen es wohl beim Eingange: ›Ai tre Re‹ – ‚Zu den drei Königen'. Der kleine Sparino wird Ihnen irgend etwas holen . . . Spaghetti . . . eine Frittura . . . und etwas Wein . . . Ich esse mit . . . Ja, wollen Sie?«

Hans lächelt unentschieden. Aber es wäre ihm das liebste, hier zu bleiben. »Willst du Jenny?«

»Nein, ich will sicher nicht«, sagt sie sehr kurz. »Ich bin nicht nach Florenz gekommen, um in der Einsamkeit zu sterben. Du kannst ja machen, was du willst . . . Ich gehe zu den Willis.«

»Und ich bleibe beim Donatello«, erklärt Hans ebenso bestimmt.

»Und ißt bei den ›Drei Königen‹ Makkaroni.« Sie dreht sich energisch auf dem Absatz und läuft zur Türe; besinnt sich aber und sucht ihn zu beschwichtigen mit freundlichem Gesicht: »Ich gehe ja nur wegen der Willis, um sie nicht zu verstimmen. Ich bin in einer Stunde wieder da und hole dich. Ich pfeife unten dann die Giovinezza . . . ja?«

Und sie geht. Ihr folgt der Knabe Gaspare, der Hansens Essen und den Kaffee holen soll. Der bärtige Baldassare, buckelnd vor Höflichkeit, hält die Türe in der Hand und macht sie sachte wieder zu.

Hans schaut auf die geschlossene Tür, durch die seine Braut entschwunden ist. Baldassare hat die Anzugteile aufgenommen und ist in die Werkstatt zum Nähen abgezogen. Dort ist er auch näher am Telephon, der gute Geist. Donatello steht abgewandt am Fenster. Seine Schultern und sein Nacken zucken. Bei Gott, er weint.

Hans scheut sich, ihn jetzt anzureden. Aber er stellt sich ans Fenster neben ihn. Unten im Abgrund der Straße steigt Jenny soeben unter lauten Erklärungen an den Chauffeur gestikulierend in ein Taxi. Das Minerva-Hotel ist zwar nicht fünf Minuten weit, aber sie ist noch nie fünfhundert Meter ohne Not zu Fuß gegangen, außer beim Shopping, beim

classtests.com

Läden-Sehen und Einkaufen . . .

. . . Jetzt rollt das Taxi . . . Jenny ist weg.

Die Straße liegt dunkel in der Schlucht zwischen dem Hause und dem Dom. Da steht Hans, hoch oben im fünften Stock – und es ist noch nicht die Hälfte von der Domeshöhe. Schräg über ihm schaut ihn riesengroß ein rundes Fenster an, wie ein gewaltiges Auge, unheimlich nahe in seiner erschreckenden Dimension. Darüber verliert sich in der Nacht, mächtig und hoch hinauf, die breite Kuppel. Man sieht die Spitze nicht, denn sie liegt hinter der Wölbung. Unheimlich dieser Berg aus Marmor. Unglaublich dieser Zug nach oben . . .

Aber am Himmel fegt fliehendes Gewölk über die wenigen Sterne. Wir sind im wetterwendischen April. Jedoch ganz dunkel ist es nicht in dieser stillen Nacht. Über die Straße unten läuft ein Lichtschein vom Wirtshaus der ›Drei Könige‹ – und oben leuchtet zwischen den Wolkenfetzen auf einmal ein besonders großer und schöner Stern auf – ganz oben im Zenith, als strahlte er senkrecht über die Kuppel und Donatellos Haus. So sieht es Hans und er findet den Himmel in Ordnung . . . Aber neben ihm steht ein Mensch und weint.

Hans legt Donatello die Hand auf die Schulter. Er sucht sein spärliches Französisch zusammen zu einem tröstenden Gespräch. Jennys Spott über seine Sprachkünste braucht er jetzt nicht zu fürchten. »Parlez-vous français?«

»Si, ein wenig, un peu . . .« In der Handelsschule habe er ein wenig gelernt.

Hans mischt Vokabeln zusammen und beginnt: »Signor Donatello, Sie glauben jetzt nur an ein Unglück. Es kann ja schließlich auch ein Glück werden.« Der Schneider zuckt die Schultern und schaut ihn einen Augenblick sehr traurig lächelnd von der Seite an,

»Aber man muß auch an das Glück glauben. C'est la chance.« Hans kennt das Wort besonders gut aus Monte Carlo. »La chance, sie ist nicht immer unser Feind. Sie glauben doch an die Familie, wie Ihr Vater an das gute Blut. Sie sagten, glaube ich: cosa di sangue. Und Ihr Vater hat wahrscheinlich auch gezittert, als Sie geboren wurden. Und Sie waren doch ein Glück für Ihren Vater, sonst hätte er Sie nicht ›Donatello‹ genannt, sondern Ihnen irgendeinen gewöhnlichen Taufnamen gegeben. Ist es nicht so?«

»Ja, das ist wahr«, sagt Donatello; »aber meine Mutter ist sehr stark gewesen und heute noch sehr rüstig; und sie war dreiundzwanzig Jahre alt bei der Geburt. Da ging es leicht, obschon ich der erste war . . . Aber Sie haben recht. Wenn sie es übersteht – dann wäre es ein großes Glück für uns.«

»Es wird ganz sicher ein Glück«, log Hans gegen seine traurige Ahnung und vermied es scheu, auf das zarte Bild über der Türe zu schauen. Ach, die Kreszenz war ja auch gestorben mit neunzehn Jahren; aber nicht an dem Kind, das ihn nichts anging, sondern an ihm, an dem verlorenen Vater, war sie gestorben. Dennoch wiederholte Hans: »Natürlich ist es ein Glück, Herr Donatello!«

»Auch meine Mutter – ich traf sie eben noch in der Klinik – sprach so wie Sie, Signore«, fährt Donatello fort, »und sie wäre sogar sehr froh, wenn es gleich zwei wären. Das ist ihr Stolz als Großmutter. Nur müßten es Knaben sein«, lächelt er.

»Sie sollen dann wohl nach großen Künstlern heißen? . . .« Hans wollte Namen nennen, aber da versagten seine Kenntnisse in der Kunstgeschichte.

»Nein«, sagte Donatello und schien einen kurzen Augenblick den Schmerz zu vergessen. »Dann nenne ich sie nach den Zwillingsbrüdern unter den Göttern, die heute in den Sternen sind: Castore und Polluce.«

»Kastor und Pollux«, lachte Hans. Ach ja, so hatte man ihn und Molina einmal genannt. Aber die Macht des Blutes, die kam da nicht in Frage. Und die seelische Brüderschaft hatte auch nicht gehalten. Und gar in den Sternen stand über Hans und Molina nichts mehr geschrieben.

»Wenn es aber nun Mädchen sind?«

»Mädchen? Das habe ich mir noch gar nicht überlegt. Dann müssen es zarte Namen sein.« Donatellos Stimme singt es beinahe. »Ach, Mädchen sind Engel.«

Hans schüttelt skeptisch den Kopf. Bei Jenny findet er es zweifelhaft.

»Nicht alle natürlich, es gibt auch Teufel unter den Damen«, berichtet Donatello. Dann blickt er wie verklärt durchs Fenster in die Nacht. »Aber die Mädchen, die von *ihr* geboren werden, von Fiore – das müssen Engel sein.«

»Sie heißt – Fiore?«

»Ja – Fiore – la fleur – oh, sie ist eine Blume.«

Der Junge, Gaspare, kam mit dem Kellner aus den ›Drei Königen‹. Sie brachten den Kaffee, das Essen und den Wein auf zwei Tabletten. Hans will zahlen; er hat von Jenny einen Hundertlireschein. Aber Donatello wehrt ab: »Nein, Sie

classtests.com

sind hier mein Freund, Sie sind mein Gast.« Hans sträubt sich vergeblich. Nun, er wird sich schon einmal revanchieren. Vielleicht Blumen für – Fiore? . . . So ein Name! . . . So ein zartes Wort.

»Du gehst jetzt heim, Sparino«, sagt Donatello zu dem Knaben. »Es ist jetzt zehn.«

Er zögert noch, der schöne Engelsknabe. Er macht sehr große schwarze Augen: »Ich möchte noch wissen, wie es der Signora geht.«

»Du wirst es morgen wissen, Sparino . . . Ach morgen? . . . Gute Nacht.« Der Junge erwidert den Gruß betrübt und geht sehr langsam nach der Türe.

Baldassare und der Kellner haben mit weißem Packpapier den Tisch gedeckt. Es ist alles bereit. Der Zuschneider geht in seine Werkstatt, der Kellner kehrt in sein Wirtshaus zurück.

Nun sitzen der Meister und sein feiner Kunde unter der Lampe; sie essen und schweigen. Donatello denkt an Fiore – den Engel. Hans denkt an Jenny – den Teufel. Nein, ein Teufel ist sie auch nicht. Sie ist weder gut noch böse. Was ist sie denn? Sie ist überhaupt nicht. Man hat sie nicht. Man faßt sie nicht. Wenn man nicht gerade mit ihr spielt, so ist sie wie ›nicht mehr da‹ – wie wenn man eine Puppe weglegt. Er kennt sie jetzt drei Wochen. Er liebt sie in der Nähe. Aber sowie sie zum Zimmer hinausgeht – beinahe vergißt er sie dann. Aber sie will ihn ja heiraten . . . Heiraten? Ach, es ist ein Wahnsinn . . . es ist unmöglich . . . Hans geht ans Fenster. Soll er Jenny einen Brief schreiben? Er überlegt . . . Er sieht in die Nacht.

Donatello hat seinen Rock ausgezogen und sich zu Baldassare zur Arbeit in die Werkstatt gesetzt. Die Nähmaschine surrt gemütlich in die Stille. Hans schaut in einem Modeheft die Bilder an. Er muß ja auf Jenny warten. Hin und wieder geht er ans Fenster, um nach ihr auszusehen. Sie wollte in einer Stunde zurück sein. Jetzt sind bald deren zwei vergangen. Es ist elf . . . Das Aprilgewölk hat über dem Dom wieder einen Fleck vom Himmel reingefegt. Der riesengroße Stern steht über Donatellos Haus. Er leuchtet wie ein Wunder.

Da läutet schrill das Telephon. Sofort hört die Nähmaschine drüben auf. Donatello saust an den Apparat. »Gott im Himmel! . . . soll ich kommen?« Jetzt hört er eine längere Erklärung und unterbricht sie nur gelegentlich mit »Dio, Dio«. Hans eilt auch in die Werkstatt. Baldassare, einen angefangenen Rockärmel in der krampfigen mageren Greisenhand, steht dicht bei seinem jungen Meister, so nahe wie möglich an dem Draht des Schicksals. Hans hebt gespannt den Kopf, als könne er dann besser hören, was nur der arme Donatello hören kann.

Aber noch ein anderer Laut wird plötzlich durchs offene Fenster für alle hörbar. Es ist Jennys Pfiff: die Giovinezza. Hans läuft zum Fenster. Unten im Licht des Restaurants zu den ›Drei Königen‹ sieht er sie stehen vor einem mit Menschen überfüllten Auto: zwei Damen und drei Herren. Die Gesellschaft ruft ›Hallo‹, als Hans erscheint. Er hält den Finger an den Mund, um anzudeuten, daß sie schweigen sollen. Aber sie sehen oder verstehen die Geste nicht. Er ruft: »Ich komme hinunter.« Nur jetzt nicht Jenny hier herauf – in dieser Stimmung eines heiligsten Schmerzes.

Er wendet sich vom Fenster. Donatello hat den Hörer fallen lassen. Baldassare nimmt ihn auf und hängt ihn ein. »Was ist geschehen?« fragt er zitternd.

»Es sind doch Zwillinge«, stammelt Donatello. »Man hat die Herztöne von beiden gehört.«

Er sucht nach seinem Rock. Baldassare hilft ihm hinein. »Ich muß sofort hin, sie hat auf einmal die großen Wehen bekommen. Es sind Preßwehen. Jeden Augenblick kann es so weit sein. Oh, Madonna!« Er eilt hinaus. Hans mit ihm. Baldassare, immer noch mit dem Rockärmel am Arm, schaut ihnen kopfschüttelnd nach und geht dann ans Fenster.

Unten wird Hans von Jenny – sie hat wahrhaftig wieder ihr etwas aufgeputztes altrosa Seidenes angezogen! – sofort stürmisch umarmt. »Mein Jonny, ich bin schon total beschwipst, ich bin eine unverstandene Frau, ich bin . . .«

Hans windet sich brüsk aus ihrer Umarmung. Sie will böse werden: »Du verstehst eine Frau nicht . . .«

Aber er unterbricht sie erregt: »Donatello muß in die Klinik. Es sind Zwillinge. Ihr müßt ihn sofort hinfahren.«

Jenny kann sich unmöglich gleich ernüchtern; aber sie sieht Donatello zehn Schritte weit von sich nach einem Taxi winken. Da versteht sie und sagt: »Aber natürlich müssen wir ihn hinfahren, weil er so schön und traurig ist. Wir sind zwar komplett, aber er kann sich mir auf die Knie setzen.« Und sie ruft: »Hallo, Donatello«, und schüttelt sich vor Lachen.

Aber Donatello sitzt bereits in einer Autodroschke. Im Vorbeifahren grüßt er stumm.

»Ach, schade«, klagt Jenny, und »Viel Glück, Donatello«, lacht sie ihm nach. Dann faßt sie Hans am Arm: »Komm, Baby, komm; wir haben nämlich zuerst im ›Lapi‹ gegessen und fahren jetzt zum Fest der unverstandenen . . .« Sie kichert wieder und schiebt Hans zum Auto. »Hier sind schon unsere Trauzeugen ; ich stelle vor: Baron Holt und Madame Brasdefer . . . und wir heiraten uns alle . . .«

Hans ist aber durchaus nicht gesinnt, hier alle mitzuheiraten; und als er in die Droschke steigen soll, behauptet er: »Es

classtests.com

geht nicht, ich nehme mit Jenny einen anderen Wagen.« Aber da wird laut protestiert, und Jenny selber reklamiert am lautesten: »Auf meine Knie, sonst laß ich mich gleich scheiden, bevor wir uns heiraten.«

»Meinetwegen – aber laß mich in einen anderen Wagen.«

Ein blonder Herr – es ist der flotte Baron Holt – ruft: »Aber Sie geben ihr damit einen gesetzlichen Scheidungsgrund.«

»Trennung von Tisch und Auto!« schreit eine kleine Hexe zwischen zwei englisch redenden Herren, die wahrhaftig mit ›Pitt‹ und ›Fox‹ angeredet werden.

Hans aber sucht nach einem Wagen. Es ist keiner in Sicht. Da sagt er: »Ich habe meinen Mantel oben vergessen. Fahrt voraus! Wohin übrigens?«

»Zuerst ins Minerva, zu Willis. Aber komm nach, sonst ist es aus mit uns.« Und zur Gesellschaft sagt sie: »Er will halt immer seinen Willen haben. Ich darf nur machen, was er will. Und ich bin seine Sklavin.«

»Sie sind die unverstandenste Frau von uns allen«, sagt der lange Holt.

Der Wagen fährt. »Ja, er ist ein typischer Tyrann«, beendet Jenny Hansens Charakterzeichnung. Sie sausen los. Hans sieht sie fahren.

Der große Stern strahlt über der Kuppel des Domes der Santa Maria del Fiore. Den müßte Donatello sehen – und Fiore. Er leuchtet jedem neuen Erdenkind, das heute nacht geboren wird.

Der Brief

Hans ist wieder in seinem Asyl, in Donatellos Raum, bei Baldassare. Der Alte scheint es für ganz selbstverständlich zu halten, daß man zusammen bleibt und sich im Unglück nicht allein läßt. »Sie, Signore, kamen in Ihrer Not zu uns; wir wissen es von Signor Meumann, dem Scrittore. Jetzt aber sind wir in der Not und da teilen sie unseren Schmerz, und wollen nicht Feste feiern, obwohl Sie ja im Frack sind.«

Hans versteht zwar die italienischen Worte nicht. Er ist tief verstimmt und traurig; aber er hört des Alten guten Ton. Da fällt ihm etwas ein: »Baldassare, Signor Baldassare, haben Sie nicht ein Stück Papier? . . . Ich muß einen Brief schreiben.«

Der Alte begreift nicht.

»Papiro!« sagt Hans. Er glaubt, so etwa könne es auf italienisch heißen. »Schreibpapier oder Packpapier, es ist alles eins . . .« Und er wiederholt: »Papiro!« Und als Baldassare das eigentümliche Wort noch immer nicht versteht, da macht Hans die Bewegung des Schreibens, sagt dazu ›Meumann‹, und erinnert sich des Wortes ›Scrittore‹.

Da ahnt Baldassare das Richtige und sagt: »Ah – della carta!« Er trippelt auf das Geschäftspult zu, da vorne am Fenster, und öffnet eine Schublade. Da gibt's ›Papiro‹ in Hülle und Fülle. Und was sieht Hans auf dem Briefkopf von Donatellos Geschäftsformular? Da ist wahrhaftig als Schmuck der Firma wieder einmal ein ›Merkur‹ gedruckt – der Götterbote. Wahrlich, ein guter Gott. Hans nimmt sich ein paar Bogen, holt Tintenfaß und Federhalter vom Pult an den Tisch unter die Lampe. »Scrittore«, sagt er, auf sich selber deutend, zu dem Alten, bevor der wieder nebenan an seine Nähmaschine schleicht.

Ja, ein ›Schriftsteller‹ ist jetzt Hans; aber nicht wie der gute Götterbote Meumann mit seinen sehr schön erfundenen Romanen, sondern er, Hans, wird jetzt eine leider ganz unschöne Wahrheit zu Papier bringen. Es muß heraus! Und er legt den durch Merkur geheiligten Bogen vor sich hin mit der Firma: »Conti, Donatello, Sarto« – und schreibt unter diesem guten und schönen Namen das folgende Bekenntnis:

Liebe Jenny!

Da bin ich nun wieder allein, ohne Dich, statt daß wir zu zweit bei ›Lapi‹ sitzen und uns gern haben. Verzeih, daß ich nicht mitkam, aber es waren mir zu viele, und du warst mir zu fröhlich für meine Stimmung. Ich schreibe Dir hier zum erstenmal einen Brief. Aber ich muß Dir etwas sagen, was mich schon lange bedrückt, und seit gestern noch viel mehr als sonst. Wenn ich es Dir mündlich sagte, so würde ich gehemmt sein und nicht recht reden können. Denn ich schäme mich, es Dir so direkt zu sagen, weil Du es Quatsch findest; und ich schäme mich seit gestern überhaupt.

Diese Fahrt im Frack werde ich in meinem ganzen Leben nicht mehr los. Denn das war scheußlich, so als

classtests.com

Zirkuspack herumzulaufen. Als ich mich dann bei unserem Gespräch auf dem Turm an mein Kind im Medaillon erinnerte und dabei auch an meine Mutter dachte, weil sie mir das Bild einmal gegeben hat – da kam ich mir gar nicht mehr als Herrenklasse vor (wie Du ja immer von uns sagst), sondern wie ein richtiger Lump, der nur von der Hand in den Mund lebt. Und noch viel windiger als der rumänische Graf von gestern, der immerhin ein ganz echter Hochstapler ist, mit einer Art von Beruf, auch wenn es ein schändlicher Beruf ist. Aber ich selber bin ja überhaupt nichts als ein Fußballklubmitglied. Ich lebe zwar von der kleinen Rente, die ich vom Vater habe, seit ich majorenn bin. Aber das reicht ja nur für die Zigaretten und Cocktails, und sonst lebe ich großartig vom Pokern und den Einladungen bei Freunden und Damen, damit ich um Gotteswillen ein feiner Mann bleiben kann. Und es ist alles kein Ziel und alles nur Zufall. Und ich habe daher keinen Willen mehr, und das sogenannte Schicksal spielt mit meinem Leben wie mit einem Hampelmann. So behandelst Du mich ja auch. Ich bin nur ein Dreck. Aber Du merkst es nicht einmal; das ist das Allerschlimmste.

Das sogenannte Schicksal, das Du mir da heute aus der Toilettentischschublade vorgelesen hast (das mit dem Mineralwasserberg auf der Insel Ischia), das fandest Du gemein und ungerecht gegen die armen Menschen. Und da sagte ich Dir gleich, daß gerade Du mit der Gerechtigkeit nicht kommen dürftest. Und der arme Donatello mit seiner Frau ist Dir ja auch vollkommen schnuppe, wenn Du nicht gerade mit ihm flirten kannst. Denn Du behandelst alle Menschen ja nur nach Deiner Laune, ganz so, als wären sie wie Deine Puppen, nur zum Spielen und zum Weglegen. Denn Du denkst ja immer nur an Dein Vergnügen und nimmst ja auch mich nur zum Zeitvertreib. Du bist ja sofort nicht mehr für mich da, sowie irgend ein Graf oder eine Bekanntschaft aus Frankfurt am Main aufzutreiben ist. Und jetzt sitze ich auch wieder allein da und komme mir vor wie eines Deiner abgelegten Babies im Handkoffer. Und wenn Du manchmal auch sehr gut und lieb zu mir bist (und das bist Du oft und gern, das gebe ich zu), so bist Du es eben doch nur zum eigenen Vergnügen, weil Du gerade an der Liebe Spaß hast und im Moment nichts anderes los ist. Aber das ist die Wahrheit, und ich muß sie Dir jetzt sagen. Ich meine es nicht einmal böse gegen Dich, trotz dieser nichtsnutzigen und grausamen Flucht von gestern, bei der Du nicht wußtest, ob Du mich mehr hassest oder liebst. Und der Rumäne wußte es auch nicht.

Du kannst natürlich auch nicht anders, als Du bist, und bald sprudelst Du vor lauter Liebe und bald versiegst Du ganz wie die Quelle auf der Insel Ischia. Und merkst nicht einmal, ob einer dabei kaputt geht. Denn den Rumänen hast Du ja auch schließlich mit falschen Liebestönen angelockt, sonst wäre er gar nicht auf die Flucht mit Dir gekommen. Und wenn er auch nur ein lumpiger Hochstapler ist, so ist er doch schließlich auch ein Mensch und hatte nach allem ein Recht, an Dich zu glauben, weil Du ihm etwas Echtes vorgeschauspielert hast, und mir etwas Unechtes mit diesem Blödsinn in Monte Carlo. Und seit heute früh in Pisa auf dem schiefen Turm, da wolltest Du mit mir grad wieder einmal echt sein, und willst mich jetzt heiraten, und mein Baby, das ich ja ganz vergessen habe, soll Dein lebendiges Puppenkind sein, und brauchst es nicht einmal selber zu gebären, und die andere ist dafür gestorben, und Du willst Dein Vergnügen daran haben, und ich selber muß dazu den Puppenpapa spielen und Dein Hofnarr im Zylinder sein. Denn ohne Deine Spielerei mit dem Rumänen und so weiter wäre ich ja niemals am hellen Tage wie ein Affe im Frack herumgelaufen vor den Leuten, vor dem Posthalter, dem Chauffeur und den fürchterlichen Kindern von Pisa, vor den guten Meumanns und meinem versauerten Molina, diesem stehengebliebenen und traurigen Pomadekamel. Ich habe mich in meinem Frack seit gestern mehr geschämt als in meinem ganzen übrigen Leben, ausgenommen bei dem Unglück mit der Kreszenz. Und daran bist Du schuld. Und eigentlich müßte ich Dir dafür noch dankbar sein, weil ich nach dieser Nacht und diesem Tag dieses Lumpenleben nicht mehr mitmache und einfach nicht mehr aushalte.

Denn Du hast es ja auch gefühlt, da oben auf dem schiefen Turm, daß wir ein gottverlorenes Pack sind und keine Herrenklasse. Und die Meumanns haben es auch gemerkt. Aber das ist ihnen gleich, weil sie jeden leben lassen, wie er eben ist. Sie haben uns aus der Not geholfen. Aber ohne die Not wollen sie nichts mit uns zu tun haben. Darum haben sie ihre Adresse nicht gegeben. Ich hab's schon gemerkt. Du nicht. Denn Du merkst nie, mit wem Du es zu tun hast, sonst würdest Du mich auch nicht heiraten wollen. Aber zum Heiraten, dafür sind wir beide ja viel zu lächerlich und werden auch daraus nur eine Spielerei machen, mit einem falschen Kind von einer andern Mutter, und nach drei Monaten hast Du es satt und spielst wieder mal Flucht mit irgend einem Grafen, und ich werde älter, und dann ist es aus mit mir.

Aber dafür bin ich heute noch zu jung, liebe Jenny. Jetzt kann ich vielleicht noch etwas mit mir anfangen, und wäre es nur in der Versicherungsanstalt, bei dem Professor Forest, von dem mir meine Mama geschrieben hat, vorgestern vor der Flucht. Obschon ich etwas Angst vor dem Versuch habe. Aber wenn es auch nur eine kleine Stellung ist, so füllt sie doch meine ewige Faulenzerei und Langeweile mit irgend einem Zweck aus, so daß ich mich nicht mehr schämen muß wie gestern vor einem armen Posthalter in dem Drecknest Torrevecchio und heute vor diesem Schneider Donatello, der viel mehr ist als nur so ein

classtests.com

Schneider, weil er ein ganzer Mensch ist und ein Künstler und für andere Menschen ein Herz hat. Ja, wenn man sich verwandeln könnte, so möchte ich genau wie dieser Donatello sein. Und ich wünsche nur aus meinem ganzen Herzen, daß ihm dieser Engel von einer Frau nicht stirbt. Denn das wäre eine grenzenlose Gemeinheit vom Schicksal. Aber gegen die äußeren Mächte kann man nichts machen. Das ist wie bei dem launenhaften Berg auf Ischia. Wo man sich aber selber noch beizeiten wehren kann gegen die bloßen Zufälle in unserem Leben, da muß halt etwas von uns aus geschehen. Und darum sage ich Dir jetzt, daß wir uns lieber nicht heiraten wollen. Denn das ist nur ein Zufall. Und ich geh daran kaputt. Sei mir nicht böse, Jenny. Ich habe Dich sehr gern, aber es geht nicht. Und Du mußt es verstehen, liebe Jenny. Ich lege Dir diesen Brief auf den Nachttisch. Und morgen kannst Du mir dann sagen, ob wir noch Freunde bleiben können.«

Dein Hans.

So einen langen Brief hatte Hans in seinem ganzen Leben noch nie geschrieben. Aber er hatte auch noch nie so viel erlebt, wie an diesem zwölften und dreizehnten April. Inzwischen war es soeben der Vierzehnte geworden. Es schlug Mitternacht. Hans ging hinüber zu Baldassare, der mit der Hand an den Säumen nähte. »Es wird! Signore, morgen mittag ist er vielleicht schon fertig, wenn Signor Donatello hilft und der Geselle – der Melchiore, der heute dummerweise seinen freien Tag hat – morgen noch die Knopflöcher und das Futter macht.« Er erhob sich, probierte Hans den halbgenähten ärmellosen Rock noch einmal an, um die Schultern und den Kragen nachzuprüfen. Er wackelte mit seinem bärtigen Gnomenhaupt und raunte leise und geheimnisvoll: »Es ist schon nach Mitternacht, Signore. Und der Dreizehnte ist vorbei. Jetzt kann sich viel entschieden haben, da drüben bei Signora Fiore. Wir wollen anfragen.«

Er huschte zum Apparat und verlangte die Nummer des Spitals. Es ging sehr lange bis zur Gegenmeldung. Hans zog den Mantel an, um sofort nach der Nachricht wegzugehen. Er faltete den großen Brief zusammen und steckte ihn ohne Umschlag ein. Von der Straße, da unten in der Nacht, tönte ein lauter Streit herauf. Baldassare verlangte von Zeit zu Zeit die Verbindung. Hans sah am Fenster wieder in die Nacht. Der große Stern stand hinter einer Wolke verborgen. Der Lärm unten verscholl. Jetzt redete auch Baldassare. Man gab ihm Auskunft.

»Triste, sehr traurig«, sagte er. Dann hing er den Hörer ein. Und auf Hansens fragenden Blick erwiderte er langsam und beinahe feierlich: »Uno.« Er hob dabei einen Finger. Mit der anderen Hand deutete er die Größe eines kleinen Kindes an. Dann hob er zwei Finger, um zu sagen, daß ein zweites erwartet würde.

»Und Fiore?« fragte Hans und wies auf das Bild über der Türe.

Baldassare sah auch hinauf. Da kamen Tränen in seine alten Augen, und er hielt die magere Hand auf sein Herz. Dann zeigte er mit einem Finger auf Hansens Herz; endlich nahm er den langen Maßstock, hob ihn hoch zu dem Bilde und wies auf die Brust des Engels da oben. Und sagte: »Sta male, male . . . das Herz ist schwach; la perdita di sangue . . . sehr schwach. Oh, Madonna santissima, rette sie, damit sie nicht sterben muß.«

Hans schwieg. Er war bewegt. Dann schrieb er auf einen Bogen vom Geschäftspapier mit Bleistift:

Lieber Herr Donatello! Gute Nacht und möge es gut gehen bis zum Morgen. Ich komme um Mittag. Ich danke Ihnen von Herzen für alles. Ich denke an Sie und Signora Fiore. Ihr H. B.

Das war nun schon sein zweiter Brief in dieser Nacht, gestempelt mit dem Bild Merkurs, des Götterboten. Dann gab er dem guten Gnomen Baldassare die Hand. Der begleitete ihn mit einer Kerze hinunter, schloß die Riegel des schweren Haustors auf und verbeugte sich mit seinem runden Buckel wie ein dienender Geist vor einem Prinzen im Märchenschloß. Die Tür fiel hinter ihm zu. Hans stand in der schwarzen Schlucht der Straße. Die ›Drei Könige‹ hatten geschlossen.

Aber der Stern war wieder da.

Hans ging nicht zum Hotel. Nein, schlafen konnte er nicht; und Jenny treffen, das konnte er wahrhaftig jetzt noch weniger. Mit offenem Mantel schritt er durch die leeren Straßen. Wer sah jetzt schon den Frack? Er kam über phantastische Plätze, wanderte zwischen finsteren Mauern durch abgrundtiefe Gassen. Verlief sich in der Richtung. Gelangte schließlich an den Fluß, der schwarz vorüberfloß, unter einer Brücke. Setzte sich auf die steinerne Brüstung. Vergaß Jenny; vergaß seinen Frack; verlor die Zeit um sich, in sich. Dachte an seine Mutter, an Kreszenz und an Fiore.

Als Hans um drei Uhr morgens in sein Hotelzimmer kam, war Jenny noch nicht da. Aber auf seinem Bett lag eines ihrer koketten, ganz kleinformatigen blauen Briefchen mit einer flüchtigen Bleistiftnotiz:

classtests.com

L. H. Warum bist Du nicht gekommen? Wir machen eine Nachtfahrt nach Fiesole und warten auf die Sonne. Wir haben Chianti mit. Ich wollte Dich holen und war im Hotel, und dann um zwei Uhr noch beim Donatello. Nur der Alte war da. Du aber nicht. Wo treibst Du Dich herum? Das erste Kind kam um elf, das zweite um halb eins. Es geht sehr schlecht mit der Frau, der Ärmsten. Der Anzug wird fein. Wiedersehen morgen. Hab mich lieb. In Eile!

Immer Deine J.

Ja, ja, es ging sehr schlecht mit Fiores armem kleinem Herzen. Aber Jenny ging es offenbar ganz gut. Ja, ja – ›immer Deine J.‹ Hans legte nunmehr seinen eigenen nächtlichen Brief in Jennys Zimmer auf das Bettkissen. Dann wankte er in sein Bett und fiel, keines Gedankens mehr fähig vor tiefster Müdigkeit, sofort in einen schweren Schlaf.

Um halb acht Uhr stürmte Jenny durch die Korridortür, noch im Pelz und Abendkleid und eine Morgenzeitung schwingend und schrie: »Hans, sie haben es!« Sie kommt direkt von unten. Sie war noch nicht auf ihrem Zimmer.

»Wen?« murmelt Hans noch halb im Schlaf. »Das Kind?«

»Nein doch, unser Auto. Bei Livorno. Lies nur hier!« Sie setzt sich auf sein Bett und zeigt ihm die Notiz. »Wir frühstückten in den Cascine und suchten alle sechs in der Morgenzeitung.« Und Jenny las:

»Livorno, 13. April. Auf der Landstraße bei Viareggio fand ein Gendarm ein herrenloses Auto mit vollkommen leerem Tank, deutsche Marke Mercedes; aber mit französischer Nummer 18027. Darin befand sich nur ein gewaltsam aufgebrochener Koffer mit einiger Herrenunterwäsche. Im Straßengraben lagen ein schwarzer Rock, eine Weste und eine gestreifte Hose, sowie eine Krawatte von grellgelber Farbe. Es wird ein Verbrechen vermutet. Vom Täter fehlt jede Spur.«

Hans jammerte spontan: »Und mein schöner hellgrauer Anzug mit den Streifen!«

»Ja, lieber Hans, den hat er wohl gegen seine Gesellschaftskluft ausgetauscht, der miese Hochstapler. Wir waren um sieben Uhr schon auf der Polizei. Die suchten unter den Telegrammen und fanden's gleich. Ich habe ihnen das Verbrechen – Blödsinn Verbrechen! – auch gleich ausgeredet, obschon er schließlich ein Dieb ist. Sonst kriegen wir den Wagen von der Staatsanwaltschaft nicht gleich heraus. Und jetzt fahren wir um neun Uhr gleich nach Livorno – über Pisa, Hans! – und holen ihn! Es ist nur hundertundfünfzig Kilometer. Um elf sind wir schon dort.«

»Wie kommen wir aber hin?«

»Nun, doch mit Holts Wagen. Er fährt uns natürlich.«

»Ach so?« Hans wird nachdenklich.

»Und dann sehen wir unser schönes Pisa wieder – in völlig neuer Beleuchtung, mit Geld und Wagen. Der alte Wärter kriegt von mir hundert Lire, weil er uns doch das Leben retten wollte.«

»Pisa?« seufzt Hans. »Ich fahre nicht über Pisa. Ich will den schönen, schiefen Turm im ganzen Leben nie mehr sehen und nicht mal an ihn denken. . . . Da oben, das war die schiefste Lage meines Lebens.« Und als Jenny komisch die Nase rümpft über eine so unbegreifliche ›Sentimentalität‹, die nach vierundzwanzig Stunden noch immer nicht überwunden ist, sagt Hans: »Hast du den Brief denn nicht gelesen?«

»Welchen Brief?«

»Ich habe dir nämlich heute nacht einen langen Brief geschrieben. Er liegt auf deinem Bett.«

»Du hast mir einen Brief geschrieben? Bist du denn krank? Was fällt dir denn ein?«

»Du hast mir heute nacht auch einen blauen Brief aufs Bett gelegt und bist ja auch nicht krank, wie ich sehe . . . Wir korrespondieren jetzt. Vielleicht ist das für uns gesünder.«

»Was steht in dem Brief?« fragt Jenny gereizt.

»Das kann ich dir nicht sagen, das mußt du halt lesen. Jedenfalls wirst du dann wahrscheinlich lieber ohne mich nach Livorno fahren.«

»Ich verstehe dich nicht – wir wollen doch heiraten.«

»Lies den Brief – und laß mich schlafen.« Hans dreht sich zur Wand. Jenny geht wortlos in ihr Zimmer und schlägt

classtests.com

empört die Türe zu. So ein Idiot, denkt sie. Der reinste Molina!

Hans aber, in einer tödlichen und seelenschweren Lethargie, schläft wirklich wieder ein.

Drüben am Toilettentisch liest Jenny den Brief – vor der von gestern her noch offenen Schublade, aus deren zeitungsausgelegten Grunde ihr zwischen Lippenstift und Nagelcreme das ungerechte Schicksal von Ischia erschienen war. Und sie liest den Brief – und heult vor Wut und Schmerz über Hansens namenloses Unrecht.

Der Heiligenschein

Um zwölf Uhr ist Hans aufgestanden. Auf sein Klopfen an Jennys Türe rührt sich nichts. Also denn nicht. Vielleicht ist sie bereits in Pisa und sitzt diesmal mit Holt auf dem schiefen Turm. Hans geht in die Halle und läßt durch den Portier, einen gemütlichen, breit gebauten Mann, bei Donatello nach Fiore fragen, und ob und wann er kommen dürfe.

Baldassare ist am Telephon.

»Die Kinder sind sehr klein und schwach, aber sie leben«, gibt der Portier auf deutsch an Hans weiter.

»Und die Mutter, Signora Fiore?«

»Ach, die Mutter – sie liegt zwischen Leben und Sterben«, sagt der Portier leise. »Povera mamma.«

»Darf ich kommen?«

Der Meister Donatello schlafe in seinem Malatelier. Er sei um fünf Uhr morgens heimgekommen, bleich und halbtot. Aber um acht Uhr habe er schon wieder auf dem Schneidertisch gesessen, mit Hansens Anzug. Um neun Uhr sei er wieder in die Klinik gelaufen. Aber Signor Bell solle nur kommen, der Anzug sei fast fertig, bis auf das Futter und ein paar Knopflöcher.

Ja, der karierte Anzug, die Rettung vor der Schande des Fracks. Er hat ihn ja noch immer an, das letztemal hoffentlich auf dieser Reise. Addio – Frack! Addio –Jenny! . . . Es wird so frei um Hansens Herz . . . Immerhin geht er ja schon vierundzwanzig Stunden ohne den Zylinder.

Baldassare, der gute Zwerg, öffnet selber die Tür. Über dem Arm hängt ihm die fast fertige Hose des Karierten, an der er noch eben gefüttert hat. Er hält zwei Finger an die Lippen: »Er schläft.« Und er weist zu Donatellos Malatelier hinüber.

Der Knabe Gaspare wiederholt die Geste des Alten; leise wie eine Katze läuft er auf den Zehen.

In der Werkstatt sitzt auf dem Schneidertisch neben Baldassares Platz eine für Hans ganz neue Person: es ist der Geselle, der gestern seinen freien Tag hatte. Er präsentiert sich nur in Hose und Hemd, und unter affenhaft flinken Bewegungen säumt er seit acht Uhr früh die Knopflöcher und setzt Futter ein. Er heißt Melchiore, und ist ein etwa vierzigjähriger, schwarzer Sizilianer, ein halber Mohr, mit aufgetürmtem Haarwuchs und kugeligen Augen, die sich lustig drehen. Denn der wild grimassierende und rasche Mensch hat ein fröhliches und gutes Temperament. Er spricht in einem rauhen Idiom, das fast mehr nach Arabisch als nach Italienisch ihm aus der heiteren Kehle krächzt. Aber kurios: der wilde Mann spricht ein paar Worte deutsch. Er hat sie in seiner Kriegsgefangenschaft gelernt, im Mannheimer Lager. Jetzt will er seine Sprachkenntnis vor dem deutschen Kunden zeigen und begrüßt ihn daher lustig und unter vielen komischen Bücklingen mit »Guten Tagen, Herr«.

Hans wundert sich über seine, wie er höflich sagt, ganz ausgezeichnete Aussprache, und vernimmt aus einem rasch holpernden Gemisch von Deutsch und Italienisch, wo er das gelernt habe.

»Und wie geht's Signora Fiore?«

Baldassare versteht sofort die Frage bei diesem geliebten Namen, hebt schmerzlich die Brauen hoch und sein Kopf zieht sich noch tiefer in den Buckel. Der dunkle Melchiore aber haspelt rasch die Worte heraus: »Nicht gute, die Frau. Viele Blut weg. Schlechte Krankheit, male, male, wenig Blut. Das Herzen ist nicht gute«, und er zeigt mit dem Finger auf sein eigenes.

»Kann ich ihn sprechen?«

»Er schläft . . . Wir wollen lieber erst anprobieren.« Sie holen die Kleidungsstücke.

Es telephoniert. Zwei Männer und ein Knabe stürzen zugleich zum Apparat. Aber es ist nur ein Kunde, der sich nach seiner Tennishose erkundigt. Nichts von Fiore.

classtests.com

Hans zieht den Frack aus, und den neuen Karierten zieht er an. Schön, die Farbe. Sie steht ihm auch am Tag. Die blauen Augen und der blaue Streifen – es ist eine Augenweide. Die Karos bilden ein heiteres Schachfeld für ein geordnetes und wohlbedachtes Spiel. Die Hosen hängen in schöner Breite von der Taille bis unten zum doppelten Umschlag. Die Weste ist weit ausgeschnitten, sommerlich und heiter. Der Rock – der linke Arm ist schon darin – aber, was ist nur mit dem Rock? – da oben an der rechten Schulter? Da staut es sich, reißt in dicken Stoffzügen den Revers nach oben. Und hinten – eine Katastrophe – der Rücken bauscht sich in schrägen Falten. Ja, eine Katastrophe!

Entsetzen steht auf dem Gesicht Baldassares. »Melchiore«, ruft er, »was ist hier geschehen?« Der Sizilianer rollt die Augen, springt behend vom Tisch, so daß man im offenen flatternden Hemd die behaarte Brust sieht, und kommt vor den Spiegel, vor dem der vor Schrecken verstummte Hans sich reckt und beugt.

»Das hat der Herr gemacht, nicht ich«, sprudelt Melchiore heraus. »Zwischen acht und neun hat er es genäht. Denn ich selber war ja an der Weste.«

»Der Meister, der maestro? Unmöglich«, wundert sich Baldassare. »Unmöglich, aber leider wahr.« Sie prüfen beide mit den Fingern die Schulternaht am rechten Ärmel. Auch der kleine Gaspare steht dicht dabei mit tragischer Anteilnahme in den Augen. Da sagt Baldassare: »Unbegreiflich, er hat den Ärmel verkehrt an das Schulterloch genäht; die Innenseite oben und die Außenseite unten. Da hat sich alles verzogen. Unbegreiflich bei einem solchen Meister – aber . . .«

»Er ist dabei eingeschlafen«, erklärt Melchiore. »Aber ich habe ihn um neun geweckt für die Klinik.«

»Ja, es ist doch nicht unbegreiflich«, ergänzte Baldassare kopfschüttelnd und geheimnisvoll seine Rede über den Meister. »Aber wenn er nichts zerschnitten hat, am Ärmel, so ist es gar nicht schlimm.« Und er streichelt tröstend den unglücklichen Kunden Hans. »Denn der Zuschnitt, Signore, ist alles. Die Anatomie des Schneiders. Die Komposition des Künstlers. Darin ist Donatello Meister. Das Nähen – das gibt sich von selber. Das ist nur Gesellenkunst.«

Hans versteht nur ›Anatomie‹ und ›Komposition‹; er nickt, und Melchiore beruhigt ihn und grinst mit Lippen und Zähnen: »Balde, Signore, schnell wieder gute, Ärmel subito.« Und er reißt mit Fingern und Schere den fehlerhaften Ärmel von der Schulter los. Es ist nichts zerschnitten. Die Schneider sind beruhigt. Hans zieht Rock und Weste wieder aus; steht aber noch eine Weile in den neuen Hosen vor dem Spiegel und macht Schrittproben; freut sich am Fall des Stoffes.

Da, wieder ein Telephon. Melchiore hüpft behend wie ein Tier vom Tisch zum Telephon. Baldassare reckt den Kopf aus seinem Buckel wie eine Schildkröte aus der Schale. Gaspare eilt vom Korridor in die Werkstatt. »Es ist die Klinik. Dio, Dio«, klagt Melchiore mit bedenklichem Gesicht.

»Ist sie tot?« ruft in höchster Angst Baldassare und hält sich, alle Devotion vor dem Kunden vergessend, krampfhaft an Hansens Gelenk.

»Nein, nein«, wehrt Melchiore den Einwurf hastig ab; man stört ihn, denn er muß hören. Jetzt schließt er das Gespräch ab. »Dank, Dank der allerheiligsten Madonna«, atmet der Schwarze auf. »Ringrazio Iddio e tutti Santi«, jubelt er.

»Was ist?« rufen Baldassare und Hans in einem Atem.

Melchiore sagt: »Sie lebt, Gott sei gelobt. Sie lebt noch!« Dann wird sein schwarzes Gesicht ganz trübe und glanzlos, und er stottert: »Aber das erste Kind – ist tot.« Er sagt es erst italienisch und dann deutsch in seiner Weise. »Es war ein Mädchen.«

»Wir müssen ihn wecken«, sagt Baldassare. Tieftraurig hängt sein Zwergenhaupt über dem Bart. Er geht zur Türe des Ateliers und öffnet sehr behutsam, sehr leise.

Sie treten alle drei heran und sehen in den nur wenig hellen Raum. Die Ottomane ist leer. Aber da, vor der Staffelei mit Fiores Bild, da sitzt der Meister, nur in Hemd und Hose, tief vorgebeugt über der auf den Knien liegenden Palette. Die rechte Hand hängt wie tot von der Schulter; darunter liegt der den Fingern entfallene gelbfarbene, dünne Pinsel am Boden . . . Er schlummert. Ja, er schläft, bei allem Schmerz. Er ist jung, und die Natur ist gut zur Jugend und gibt – ganz anders als den Alten – dem Schmerz die Gnade des Schlafes.

»Maestro«, will Melchiore rufen und ihn aufrütteln. Aber Baldassare hält ihn rasch zurück und weist mit aufgeregten Augen auf das Bild. Sie alle sehen – und sie staunen und erschrecken.

Ja, auf dem Bilde war etwas ganz Besonderes geschehen – etwas Unbegreifliches – etwas Uebermenschliches – und fast Erschreckendes. Die heilige Kirche dürfte es nie erfahren. Man hätte ihn verbrannt für diesen Frevel, den Meister Donatello, noch vor zweihundert Jahren. Denn um das schöne, sanfte Haupt Fiores war mit goldgelbem, feinem Strich ein weiter, zarter Kreis gezogen – der Nimbus der Madonna – ein Heiligenschein.

»Oh, la Santissima – la vera Madonna!« ruft Baldassare leise und bekreuzigt sich. Der kleine Gaspare ahmt das Zeichen sofort nach. Signora Fiore – sie war ja die Madonna . . . Auch Melchiore schaute fromm und stumm.

classtests.com

Die irdische Liebe Donatellos hatte sich verirrt auf die Pfade des Paradieses. Ein Engel dieser Erde, wie Fiore, war von der himmlischen Liebe des Geliebten emporgetragen worden in die Göttlichkeit. Oh, Donatello, du Mensch der Güte und der Seele, was hast du getan mit deinem vermessenen Pinsel? Aus deiner Liebe ist Anbetung geworden. Aus deiner Angst um ihren Tod hast du ihr vor der Zeit bereits die Seligkeit bereitet. Mit deinem Fluge über den sterbenden Leib und über das schwarze Grab hinweg hast du sie – Künstler, Liebender und Priester deiner Liebe – hinaufgeführt in den Himmel der Heiligen. Du süßer Frevler aus Schmerz und aus Liebe. Und nun sitzest du da, ermattet von der Ekstase deiner frommen Sünde, und träumst auf deinem Stuhl von deiner Göttlichen – und möchtest gleich hinsterben zu ihr – hinauf in die reinste Seligkeit der Seelen . . .

Die Männer stehen wie in frommer Andacht vor dem heiligen Schlaf des Meisters und staunen die Madonna an: der greise Balthasar; der Jüngling Kaspar und Melchior, der Mohr.

Hans will sich leise zurückziehen. Aber jetzt spürt Donatello im Schlaf die vielen Augen. Er regt sich; es zuckt schmerzhaft über seine Stirne, als hätte er soeben nicht den Himmel, sondern das dunkle Grab geträumt. Baldassare legt ihm die Hand auf den Kopf. Da, mit einem Ruck fährt Donatello auf: »Lebt sie noch?« ruft er fast stammelnd noch im halben Schlaf.

»Sie lebt!« antwortete Melchiore schnell und fröhlich.

Donatello sieht sie nach der Reihe forschend an. »Aber ihr habt etwas, das ihr mir nicht sagt!« wittert er aus ihren Mienen.

Da zieht ihm Baldassare den Kopf an seine Brust, streichelt ihm mit den dünnen Fingern über das Haar und flüstert ihm es fast ins Ohr: »Das eine Kind, das Mädchen, ist gestorben . . .«

»E morta . . .«, wiederholt Donatello mechanisch, als ob er nicht verstanden hätte.

»Ist ein kleiner Engel«, tröstet der Alte und schließt die Augen hinter der Brille.

Der kleine Gasparino schluckt und weint.

Der Mohr Melchiore senkt den Kopf.

»Aber Fiore?« stöhnt Donatello.

»Fiore, die Signora, lebt!« jubelt Melchiore. »Und der Junge, das zweite Kind, lebt auch!«

»Per l'amor' di Dio . . . ich danke Gott und allen Heiligen«, ruft Donatello und springt auf. Besinnt sich aber plötzlich und stellt sich hastig vor das Bild, als ob er es verdecken wollte, und ruft in schreckhafter Erregung: »Hinaus, bitte alle schnell hinaus! . . .«

In diesem Augenblick geht im Empfangszimmer die Türe, und alle hören den heiseren Gruß einer alten Frauenstimme. Es ist Donatellos Mutter. Das hohe Oval des Gesichtes mit den tiefen Augen offenbart den Sohn. Die schwere Frau stellt keuchend einen Korb mit Flaschen und Gemüse auf den Boden. Sie kommt soeben aus der Klinik. Sie ist in aller Hast mit einer Pferdedroschke hergefahren – denn in ein Auto steigt sie nicht, so wenig als sie jemals telephonieren würde – und will sofort berichten.

»Donatello«, ruft sie, und Mutter und Sohn fallen sich in die Arme.

»Was ist mit ihr?« weint Donatello laut auf.

»Oh, es ist gut, carissimo figliolo – es geht ihr besser, viel besser. Das Herz schlägt wieder in ihr. Es hat fast aufgehört vor einer Stunde. Jetzt pocht es wieder. Sie ist bei vollen Sinnen und fragt nach dir, mein Donatello . . .« Ihre Stimme erstickt in Tränen. Dafür streicheln die alten magern Hände den Kopf des Sohnes.

Donatellos Herz zerbricht beinahe, er kann nicht reden. Er küßt die Mutter immer wieder auf die Wangen. Und alle Männer schweigen und spüren ihre eingeschnürten Kehlen. Baldassare sucht stumm Hansens Kleidungsstücke zusammen. Dann winkt er alle in die Werkstatt hinüber und schließt die Türe.

Sie gehen sofort an die Arbeit. Die beiden Schneider klettern auf den Tisch. Gaspare muß den Boden wischen. Hans sitzt im Unterzeug auf einem Sessel und raucht sich Ringe in die Luft. Er soll nun nicht mehr in den Frack. Er wartet auf die neue Vollendung.

Er wartet, bis draußen das Schluchzen und die zärtlichen Stimmen von Mutter und Sohn verstummen, und Donatello, mit geröteten, aber beruhigteren Augen, sachte die Türe öffnet und leise »Signor Giovanni« ruft.

Hans springt vom Sessel auf und läuft eilig zu ihm in die Mittelstube.

»Sie haben es gehört – sie wird vielleicht leben. Sie haben recht gehabt; es kann ein Glück sein.«

Hans nickt und drückt ihm lange die Hand.

classtests.com

»Sie haben auch *gesehen*?« Der junge Meister weist zum Atelier, da wo das Bild Fiores wie die Madonna blickt, und senkt in tiefer Scham den Kopf. Es klang geheimnisvoll, als Donatello mit hauchender Stimme diese Frage tat.

Hans nickt zum zweitenmal, und seine Augen irren verlegen weg aus Donatellos Blick.

»Sie werden nichts sagen – niemandem!« bittet Donatello dringlich und leise. »Wenn sie leben wird, *gehört* sie mir und der Erde . . . und ich Frevler habe sie schon in den Himmel versetzt. Aber ich werde Fiore hier unten lieben. Und das Bild . . .« Er macht eine Gebärde über den Augen, als wische er ein inneres Gesicht hinweg. »Hier mit dem Heiligenschein – da war sie schon tot für mich. Ich habe den Tod gemalt. Aber es ist nicht mehr sie. – O Gott, ich danke dir. Es ist jetzt wirklich und wahrhaftig die allerheiligste Madonna. Aber ich werde es . . .«, er wollte sagen ›vernichten‹ – doch er flüsterte: »Ich werde es nie mehr ansehen – ob sie nun leben wird, oder ob sie stirbt – wie die kleine Fiore.«

»Das Engelchen, das tote Mädchen . . .«, sagt Hans. »Sie sollte also auch ›Fiore‹ heißen?«

»Ja, auch Fiore. Ich habe es mir heute nacht überlegt, damit ich wenigstens eine Fiore von beiden behalte. Aber für zwei Fiores ist offenbar kein Platz auf dieser Welt. Eine mußte sterben«. . . . Und Donatello murmelt einen Dichtervers: »Tu dell' inutil vita estremo unico fior . . .«

»Und wie soll der Junge heißen?«

Donatello lächelt auf; zum erstenmal seit gestern nacht kommt wieder etwas Strahlendes in seine guten und feurigen Augen und seine Rede gewinnt einen hellen Ton. »Ich kann ihn jetzt weder Kastor noch Pollux nennen, o nein; sonst fehlt der andere – und man denkt an die tote kleine Fioretta. Oh, ich will ihn Raffaele nennen, oder Benvenuto – denn mein Vater liebte so sehr den Benvenuto Cellini, den Meister des Perseus, Sie wissen, den mit dem abgeschlagenen Haupt der Gorgo.«

»Ach so – der falsche Götterbote?« Hans erinnert sich sehr wohl an jenen tragischen Aspekt bei seiner Einfahrt in Florenz – als der verflixte Taximann die Geste des Halsabschneidens machte und dazu lachte, als wär's nur so ein Spaß – und nicht ein Wink und Urteilsspruch der bösen Mächte. »Ei verflucht!« murmelt Hans im Gedanken an das Gestrige. Gottlob, dem Unheil wären wir für diesmal noch entwischt. Wenigstens ich! Aber für Jennys arme Seele gibt's keine Garantie im Fegefeuer.

Aber der gute Donatello ahnt nichts von den symbolischen Vorgängen in Hansens Innenleben und fährt begeistert fort: »Mein guter Vater würde sich darüber freuen, wenn mein Sohn und sein Enkel nach dem Cellini heißen würde. Denn die Kunst liegt unserer Familie im Blute. Sie wissen: cosa di sangue . . . Aber er lebt nicht mehr, mein Vater. Doch ›Benvenuto‹ ist ein sehr schöner Name; er bedeutet ›der zur rechten Zeit Gekommene‹. Ja, und er ist uns der Willkommene.«

Er hielt seinen Arm um Hansens Schulter. »Aber jetzt wollen wir auch an Sie denken, Signor Giovanni – auch Sie sollen ein neuer Mensch werden. Der große Donatello – das ist der alte Meister der Renaissance – der Wiedergeburt der Schönheit und der Seele. Aber jetzt werden wir die neue Statue des *kleinen* Donatello vollenden: den neuen Anzug. Denn das ist *meine* Kunst.«

Ein Wink des Meisters! Und Baldassare trippelt buckelnd und wackelnd sofort an mit dem Rock. Der leichte Melchiore hüpft herbei (ein Schneider von Geblüt) mit der prachtvoll steif gebügelten Karo-Hose. Und der kleine Sparino, vorschnell und naseweis wie er schon ist, hält bereits die Weste zum Einschlüpfen bereit.

Der Ärmel saß vollendet in der Schulter. Keiner der Schneider, auch nicht der plappernde Knabe Gasparino, berichtete von dem unbegreiflichen Versehen ihres ahnungslosen Meisters. Denn war er heute früh, in jener Stunde der Qualen, nicht in der Ekstase der Liebenden versunken? Era fuori di sè – und alles andere als ein Schneider war er, als er an Hansens Ärmel nähte . . .

Hans schlüpfte in Hose, Weste und Rock. Ecco! Es saß. Der Meister glättete und zog. Meisterhaft – vollendet – ein neuer Mensch steht da!

»Renaissance« – lacht der junge Donatello.

»Und den Frack ins Hotel?« fragt Melchiore und fletscht die Zähne vor Heiterkeit. Er hält das elegante Kleidungsstück der Herrenklasse ganz ohne jeden Respekt verkehrt an einem seiner Schwalbenschwänze in die Luft. Es war ein Frack – ein entthronter Würdenträger. Schon eilt Gaspare mit Packpapier herbei und will ihn dienstbeflissen sofort einpacken.

»Aber nein«, wehrt Hans entschieden ab. »Er war mein Tyrann, und ich war sein Sklave. Verschenkt ihn . . . Aber . . . ei verflucht . . . Wem kann man schon in dieser Welt einen Frack schenken?« Alle lachen, und Melchiore schleudert ihn im Bogen auf den Nebentisch. »Also vermacht ihn einem armen Kellner – oder einem Wanderzirkus.«

classtests.com

Hans ist selig. Er schlendert in der Sonne durch Florenz. An Jenny denkt er nicht. Sie ist vergangen. Abgelegt wie eine Puppe – und wie sein Frack. Er hat ihn abgestreift, so wie ein junger Schmetterling die Puppenhülle. Er fühlt sich neu in seiner neuen Haut. Sie prickelt ihn. Er muß sich rühren, und auf dem Platz der Signoria winkt er aus lauter Lust am schönen Leben dem Bronze-Perseus des Cellini zu, der da schon wieder das bluttriefende Haupt der bösen Schicksalsgöttin als ein Sieger Hans entgegenstreckte. Aber heute schreckt ihn der Gorgotöter nicht mehr. Jetzt ist's ein Götterbote wie der gute Doktor Meumann – der die Dämonen niederzwingt und die Gefangenen befreit unter dem Zauber seiner geflügelten Worte. Und voller Vergnügen am tragischen Gegenstande grüßt Hans ihn lachend, den Bronze-Gott, mit seines Schöpfers Namen: »Hallo, Benvenuto!«

Benvenuto? So hieß ja auch der neue Bürger dieser Welt, der kleine Sohn des Schneiders, seines Freundes. Dem wünscht er Glück ein Leben lang. Blumen will er jetzt bringen, einen ganzen Garten voll, für Donatello und Fiore. Er kauft am Weg für fünfzig Lire. Daß er kaum mehr als hundert in der Tasche hat, bedenkt er nicht; so wenig, wie daß er noch Geld für Schneider und Hotel benötigt. Auch für die Reise: Rückfahrt nach München, zur Mutter – vielleicht sogar in den Versicherungsberuf. Ob es wohl klappt? Hans ist in bürgerlichen Angelegenheiten bekanntlich noch ein Neuling und sehr mit Recht ein wenig ängstlich. Aber die ›höhere Arbeitslosigkeit‹ seines bisherigen Herrenklassendaseins, die muß ein Ende nehmen. Zum Molina wird er's allerdings nicht bringen. Das ist Talentsache – Anlage – cosa di sangue, sagt Donatello. Und Molina ist eben eine Übertreibung. Aber ein Leben mit Jenny – auch das wäre eine Übertreibung.

Ja, Jenny – und endlich fällt sie ihm wieder ein – mit Jenny kann er nicht mehr rechnen. Da ist zuviel geschehen in sechsunddreißig Stunden. Zwei Nächte und ein Tag – rund um den Dreizehnten. Aus der Hölle des Mammons von Monte Carlo – durchs Fegefeuer der Schande von Pisa – und mit dem Götterboten endlich ins Paradies der heiligen Fiore.

Jenny ist weg, auf dem Wege über Pisa nach Livorno. Und bei Livorno liegt Viareggio – hochelegantes Seebad. In Holts schönem Wagen fährt sich's gut. Hoffentlich ist er bezahlt. Denn Jenny hat Talent zum Lumpensammler. Wir wissen ja Bescheid seit dem Rumänen. Sie selber hat am Vormittag – ach, was ist Geld bei Jenny! – die volle Rechnung auch für Hans beglichen. Der Portier sagt's und reicht ihm einen Brief. Keinen von den blauen, koketten im Minimalformat, sondern ein Hotelkuvert mit Firma. Nun, er hat ihr auch nur auf Schneiderpapier geschrieben. Was kümmert das die seelische Korrespondenz? Man kann sich auf jedem Papier, zumal mit Donatellos reiner Firma, sehr Wesentliches sagen; vielleicht in diesem Falle mehr als mündlich. Aber Jennys Brief aus dem Hotel ist nur sehr kurz und gar nicht seelisch:

> »Hier ist ein Scheck, weil Du ihn brauchst. Dein Koffer geht direkt Chiasso. Es ist natürlich aus. Du hast kein Herz. Du kannst nicht lieben. Leider habe ich den neuen Karierten nicht mehr gesehen. Hoffentlich sitzt er.«
>
> Immer Deine Jenny.

Hans las, lächelte, jubelte innerlich auf. Nahm den gewaltigen Blumenstrauß in beide Arme und ging zum Donatello.
(38240 words)

Quelle: https://www.projekt-gutenberg.org/diebold/suite/chap003.html

classtests.com